HEFT 3 MÄRZ 1986 6,- DM C 4143 E

Konkret

Magazin für Politik und Kultur

FRANKREICH
Die Rechten kommen
BERLIN
Filz mit Schwanz

BAADER-DER FILM
Geschichte geschminkt

in konkret März 1986

von Konkret

Buch des Monats: Grauen vor Schlußlandschaft - »Die Rättin« von Peter Glaser

Über den neuen Roman von Günter Grass

an Konkret

Gewehrhafte Demokratie von Hermann L. Gremliza

Fünf-Jahres-Plan von Eva Groepler

am 16. März wählt Frankreich eine neue Nationalversammlung. Der Präsident bleibt im Amt, die Minister werden gehen. Fünf Jahre haben die Sozialisten - zeitweise zusammen mit den Kommunisten - regieren können. Was ist dabei herausgekommen? Mehr als nichts, aber weniger als versprochen. Eine Bilanz.

Opfer bleibt Opfer von Rolf Surmann

Fünf Millionen sind nicht genug. Wiedergutmachung in der BRD ist kein abgeschlossenes Thema, eher ein alter Skandal. Wer von den Nazis verfolgt, inhaftiert, gequält, mißhandelt und mißbraucht wurde, ist in der BRD noch lange kein Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft

Mitschwester Blutige BrygidaFrauen. Frauengeschichte. Frauen im 3. Reich. Ein Beispiel von Sabine Rosenbladt

Überraschend für alle war, daß durch den Prozeß plötzlich dokumentiert wurde, zu welch brutalen Grausamkeiten auch Frauen in der Lage sind... Es gab da tatsächlich keinen Unterschied.

Gesetzesextremismus oder: Die Legalisierung der Geheim-Polizei von Rolf Gössner

Die christliberale Koalition vollendet jetzt, was die sozialliberale schon Mitte der siebziger Jahre auf den Weg gebracht hatte: neue Gesetzesvorlagen zur Staatssicherheit. Die bisherigen Verschlußsachen werden die Öffentlichkeit in der BRD verändern.

Schwerelose Sachlichkeit von Karl-Heinz Hansen

Sozialdemokrat Klose hat einen Nicaragua-Reisebericht vorgelegt - gegen »zuviel Idealismus bei uns«. Karl-Heinz Hansen hält sich lieber an die Fakten

Seht auf diese Stadt von Carl L. Guggomos

Der westliche Teil der einstigen Reichshauptstadt glimmert herum als handele es sich um Las Vegas. Tatsächlich liegt Chicago näher. Eine Geschichte aus dem kapitalistischen Sumpf, die keiner hätte erfinden dürfen.

»Sie werden zu gegebener Zeit weitere Mitteilung erhalten« von Peter Krauß

Eine Frau. Ihr Sohn. Ihr Enkelkind. Sachbearbeiter. Ämter. Richter. Anwälte

Magazin

BÜCHER REIHENWEISE von Matthias Altenburg

Hauffs Märchen Film von Dietrich Kuhlbrodt

Wie der Baader den Prinzing zu Fall brachte und andere lustige Streiche aus der Festung Stammheim

»Und keiner kann das nicht verstehen« von Bernhard Schneidewind
Der Journalist und Filmemacher Claude Lanzmann hat die letzten Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager aufgespürt und sie an den Stätten der Vernichtung über ihre Erinnerungen sprechen lassen. Entstanden ist ein Film: »Shoah«

»Sich vollkommen wahnsinnig irrtümlich, hoffnungslos den Erfahrungen aussetzen« von Franz Xaver Kroetz, Michael Kunitzsch
Tabuzertrümmerung ist das Wichtigste. Autoren, die wegen der Wirkung schreiben, sind Arschlöcher: Franz Xaver Kroetz in einem Gespräch über sein Nicaragua Tagebuch, »Bauern sterben«, grüne Bündnisse, den feudalen Sozialismus und über den Ärger mit Suhrkamp.

Gültig oder Endgültig von Günter Amendt
Über Bob Dylans »Biograph«

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Pandämonium Shadow ShowBeuys, Becker, Hackethal und Andere von Diedrich Diederichsen
»Das klingt trivial, das ist trivial, aber es ist wahr.«(Stephan Derrick)

»Und hats ihm in Bauch neigrennt« von Horst Tomayer
Die »Schwarzwaldklinik« hat sich etwas geleistet. Das war zuviel. Horst Tomayer telefonierte mit einer Frau, die sich durch das ZDF geschändet fühlt

Der Prosa-Becker von Wolfgang Pohrt
Wie man aus einem Nachwuchsspießer einen FAZ-Literaturpreisträger macht

Alles New:NEW York - NEW England von Paul Duensing
Eine Durchreise mit ungewissem Ausgang: No exite

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 03/86, S. 4

von Konkret

1. Schelte hat es für den Titel von KONKRET 2/86 gegeben: »Rassenhaß - Skins ohne Head«. Bemängelten die einen, daß es wohl besser »Heads« heißen müsse, war anderen die Kombination der Titelzeile mit der Abbildung eines Schreienden hart an der Grenze des Ertragbaren. Aus verschiedenen Gründen allerdings. Widerspruch gab es gegen die Gleichung Skins = Neonazis, Widerspruch auch ganz grundsätzlicher Art- Ein Hamburger Buchladen, den man kaum mit einer Plastiktüte unter dem Arm zu betreten wagt, weil es dort so streng jutig und distanziert kumpelhaft zugeht, wie es sich Bücherleser gerade noch leisten - alle Menschen, die hier verkehren, haben nicht nur einen Vornamen, sondern auch noch einen Artikel vor dem Vornamen - reklamierte heftig: Der Peter dieses Buchladens rief an, um uns mitzuteilen, daß der Titel »beschissen« sei, weil er die Skins als Untermenschen darstelle und deshalb habe man, man = der & die, beschlossen, KONKRET nicht offen im Laden auszulegen und bei Wiederholung sofort abzustellen. Sagte der Peter und legte auf. Das haben wir gern.

Kleine List der Geschichte: der Abgebildete ist beileibe kein Skin, sondern ein US-Marine in einem Trainingscamp. Aufgenommen 1972 in den USA. Was sagt er nun der Peter. Hat er vielleicht doch seine Projektionen für die Wirklichkeit gehalten?

2. Freitag, 31. Januar, 16 Uhr. Ein Anruf »Redaktion der 'Zeit'. Herr Schoben unser Filmkritiker« möchte dringend Herrn Gremliza sprechen, »es ist sehr wichtig, es geht um Stammheim«. Da Herr Schober gerade an einer Konferenz teilnehme, wolle er wissen, unter welcher Nummer er Gremliza später erreichen könne. Antwort: Bis 17.40 Uhr in der Redaktion, danach, nämlich privat, gar nicht. So kam »unser Filmkritiker« um ein Gespräch, in dem ihm bedeutet worden wäre, daß KONKRET-Redakteure ihre Erkenntnisse in der Zeitschrift verbreiten und weder Zeit noch Lust haben, ihr Geschriebenes einzelnen Lesern am Telefon zu interpretieren. »Unser Filmkritiker« reagierte auf seine persönliche Art, die die Art aller durchschnittlichen, durch den Lohnstreifen eines Großverlags geadelten Schreibdiener ist. In der »Zeit« vom 7. Februar referiert er: »Auch Stefan Aust steht im Schußfeld einer gewissen linken Presse, die seinem Buch harsche Verrisse widmete. In der taz... Es folgte die Hamburger Zeitschrift szene... Die avantgardistische Musikzeitschrift Nuvox ... « Was am 31. Januar noch »sehr wichtig« war, kam nun mit keinem Wort mehr vor. Die erste und wirkungsvollste Kritik des Aust-Buchs, der »Deo-Seidenhemd-Komplex« von Hermann L. Gremliza in KONKRET 1/86, die nachgedruckt, an vielen Orten (ohne Quellenangaben) zitiert und vor der geplatzten Premiere in der Hamburger Kampnagel-Fabrik als Flugblatt verteilt worden war, ist wegen Insubordination des Autors aus der »Zeit«-Geschichte gestrichen. So entsteht Pressefreiheit.

3. Berichtigung einer Unterlassung. Das kleine Gedicht, das wir in der letzten Ausgabe von KONKRET hier an dieser Stelle veröffentlichten, ist nicht einfach nur von Rüdiger Hipp, sondern aus seinem Band »Crash Course I« (Erewhon-Verlag, Postfach 1148, 7167 Murrhardt, 64 Seiten, 6i- DM). Darauf verweist der Autor und ein bißchen Schleichwerbung muß schon sein.

4. Aufmerksamer als manche wohl meinen, werden wir auch in der Schweiz gelesen. Im Veranstaltungskalender des Zürcher »Tages-Anzeiger« schreibt Kurt-Emil Merki:

»Ausgerechnet in diesem beklagenswerten Zustand kommt mir zwischen 21 und 22 Uhr auf DRS ein Interview zu Ohren, das nun wirklich nicht dazu angetan ist, mich wieder frisch zu machen. Zwei 'Sounds~Moderatoren reden mit Wolf Biermann. Präziser: Biermann redet und redet und redet und plustert sich auf und gebärdet sich überhaupt wie ein liedermachender Luigi Colani. Er lästert mit Vorliebe gegen Grüne und verteilt wolllüstig Zensuren an Linke. Ärgerlich an diesem Gespräch ist nicht Biermanns Überheblichkeit, ärgerlich ist, daß keiner der beiden DRS-Leute es wagt, Biermann in den Senkel zu stellen. Da wird kritiklos Denkmalverehrung betrieben, obwohl Hermann L(othar?) Gremliza in seiner Zeitschrift 'KONKRET'- dieser 'Weltbühne' des letzten Viertels des 20. Jahrhunderts - dem Barden schon längst den Platz zugewiesen hat, der ihm gebührt., eben neben und nicht auf dem Sockel.«

Im Vertrauen: L(othar?) ist falsch geraten. Eine kleine Meldung zu Biermann in der Schweiz steht auch in dieser Ausgabe. Im Magazin, das jetzt in der Mitte des Heftes plaziert ist.

5. Eine schmissige Entgegnung auf Wolfgang Pohrts Postman-Verriß (KONKRET 12/86) schrieb Klaus Kreimeier in »epd FILM«:

»Ob das Fernsehen noch über jene kompensierende Kraft verfügen wird, die ihm ein postmoderner Pamphletist wie Wolfgang Pohrt zuordnet, scheint mir eher fraglich. Der schrieb kürzlich in »Konkret« in einer amüsant zu lesenden, leider jedoch etwas hysterischen Philippika gegen Neil Postman, diesen markigen Schlußsatz: 'Weit entfernt davon, Frevel an der Kultur zu sein, ist Fernsehen vielmehr deren Inbegriff. notwendiges Betäubungsmittel und notwendiger Ersatzstoff in einer unerträglich gehaltenen Welt.' Dem ersten Halbsatz ist kaum zu widersprechen. Im zweiten Halbsatz stört mich das doppelte 'notwendig' Mein Verdacht ist.- Die ganze Postmoderne ist nichts anderes als die Veranstaltung einer Bande neurotischer Deterministen.«

Na, was sagen wir denn dazu?

Konkret 03/86, S. 6

Peter Glaser

Buch des Monats: Grauen vor Schlußlandschaft - »Die Rättin«

Über den neuen Roman von Günter Grass

Ich mußte immer wieder Anlauf nehmen beim Lesen. Der Roman hat die Dynamik eines Topfs Suppe am Herd: Er wird langsam wärmer, bis die Atompilze gar sind. 12 Kapitel, die symbolträchtige 13 wird dräuend an die stoffliche Welt verwiesen: Günter Grass präsentiert seine Endzeitvisionen.

Das Werk zerfällt in sieben roten Drähte, die zu einem dicken, ächzenden Prosakettenhemd mit lyrischen Verbindungsstücken verstrickt sind: Mit Sprachen gewappnet dem Untergang ins Auge blicken. Draht Eins handelt vom Autor und seinem Weihnachtsgeschenk, einer weiblichen Ratte, von nachdenklichen kleinen Erlebnissen, während sie gemeinsam das 3. Programm radiohören. An Draht Zwo schippern fünf Frauen in einem geschichtsträchtigen Kahn »Die neue Ilsebill« entlang durch die Ostsee, wo sie Messungen an die Biofracht vornehmen und später Vineta anlaufen, die versunkene Stadt der Frauen. Draht Drei enthält »unseren Herrn Matzerath«, Videoproduzent, der eine Reise nach Polen zum 107. Geburtstag seiner Großmutter unternimmt. Wobei ich einfügen möchte, daß das mein Herr Matzerath nicht ist.

Als wären das Dinge wie Coca Cola oder Gummistiefel, die einfach jeder kennen muß, verweist Grass etwas anmaßend auf Figuren und Themen aus seinen vorangegangenen Büchern. Draht Vier: Ein Drehbuch des Autors, für das sich Herr Matzerath interessiert; eine groteske Riesenmetapher, in der die Grimm'schen Märchenfiguren den sterbenden Wald und andere medienmarkante Teile der bundesrepublikanischen Gegenwart durchkreuzen. Die Fiktion ist ungefähr so phantasiereich wie eine Fußgängerzone und wird ausgewalzt, bis man als Leser vor Trostlosigkeit beflügelndes Bilsenkraut fressen möchte. Draht Fünf ist der Geschichte des Malers Malskat vorbehalten, der täuschend echte gotische Fresken anfertigt, die Historikern den Kopf verdrehen: eine Art visueller Hitlertagebücher. Draht Sechs verbindet Gedichte im freien Zeilenfall. Draht Sieben schließlich hält einen gewaltigen Alptraum in der Erdumlaufbahn, in dem der Autor sich hilflos in einer Art Traum-Shuttle (»Raumgestühl«) findet, von der Rättin mit endlosen Endzeitbildern beliefert wird, die Vernichtung der Menschheit erlebt, und das anschließende, voll neuen Unfriedens heraufziehende Zeitalter der Rattenwesen.

Schon nach den ersten 100 Seiten ist man etwa nach Stärke 7 der Richterskala aufgerüttelt aus seiner modernen moralischen Ermattung, so daß, man sofort Gorbatschow, Reagan und dem Papst das Buch auf den Kopf hauen möchte. Und es rüttelt und rüttelt immer weiter. Es geht dahin wie auf einer schlechten Straße.

Aus den langen Kopfsteinstrecken über die Unvernunft, das Leben, das Universum und alles, lassen sich keine Zitate bringen, weil durch die Kürze ihr wesentliches Merkmal verfälscht würde und sie als griffige *Aufrufe* erschienen: im Buch ist es ein jeweils seitenlanges *Aufrhabarbern.*

Die »Rättin« kommt, schon an den Postponierungen im Satzbau erkenntlich, als Dichtung einhergewälzt, »Das sagte vor Beginn seiner Reise nach Polen eindringlich unser Herr Matzerath«. Große Teile des Romans aber sind poetisch aufgedonnerte Leitartikel. Was Grass mitzuteilen hat, ist dermaßen stark an jung- und jüngstvergangenen Themen der Nachrichtenmedien orientiert, daß sich sofort auch das zu TV und Zeitungslesen gehörige sacht-maue Narkosegefühl einstellt: Hier kommt die Wirklichkeit, bekannt aus Funk und Fernsehen. Drohende Apokalypse unter der Käseglocke. Aber der Quargel erschüttert uns erst, wenn er stinkt.

Die Leselust verdunstet immer wieder an der Reibungswärme der flatternden Bilder, an den schriftgestellten Formen, die dem wohlklingenden Nullton der Nachrichtensprecher gleichkommen - in drei Minuten geht die Welt unter, und nun das Wetter - und den journalistoiden Inhalten, zwischen letzteren beiden die Mechanik des Romans störend hinundherscheppert. Das Fatale daran ist, daß selbst der »Stern« nach untergangsfrei verlaufenem 1984 *apokalyptische Grundstimmung* als bürgeraufwühlendes Zentralthema wieder vom Realitätsspielplan genommen hat. Der »Stern« hat den Vorteil, daß er jede Woche erscheint. Günter Grass, der über drei Jahre lang an der neuen Aufgabe seiner persönlichen Monumentalzeitung gearbeitet hat, steht nun vor dem Problem, daß der Untergang untergegangen ist.

Dazu, daß der Große Knall nicht nur Big Boom ist, sondern immerfort droht, will ich anmerken, daß ich im Jahr des ersten Sputnik, und bereits dreifacher Overkillkapazitäten geboren bin und mir die apokalyptischen Reiter entwicklungsbedingt genauso viel bedeuten wie John Wayne: crazy backspace; weißes Rauschen in der Seele.

Bei all dem ist Grass' Sprache durchaus beachtlich. Er stellt seltene Worte lehrreich in den Leser hinein, Klinten und Skibenten, die Leibung, den Hol, den ablandigen Wind. *At his best* ist er kraftvoll, massiv und serviert große, schmackhafte Portionen Ausdruck, »... so streitet nur, wer sich schön im Kampf erlebt«, ein Frauenzwist wird beschrieben.

Unangenehm wird es, wenn ihm mehr als hin und wieder die Schreibmaschine durchgeht, und die Ausgiebigkeit ins Barocke mutiert. Da gibt es dann Sätze, in denen man bis zum Subjekt Wege zurückzulegen hat wie am Frankfurter Flughafen. Wenn ich einen Satz lese, will ich in die Bedeutung einchecken und nicht noch sechs Adjektivkoffer

mitschleppen, die der Autor hat stehen lassen. Und zwischendurch setzt das Beschreiben überhaupt aus, und es wird nur noch aufgezählt: Die *Liste* als Stilfigur.

Auch ich hatte, von dem Raumkapsel-Alptraum eingeschläfert, einen Traum: Ich sah Günter Grass in Schutz genommen von Greenpeace, wegen seiner vom Aussterben bedrohten Inspiration und wegen der Umweltfreundlichkeit seines neuen Buchs, zu dem sich der schwerkranke Wald bedanken möchte, weil es so langweilig ist und mangelnden Umsatzes wegen möglicherweise weniger Bäume zu Papier zermahlen werden: und wegen seiner, Grass, in manchen Zügen so freundlich walroßhaften Physiognomie. Ich sah Kulenkampff spätnachts Besinnlichkeit verbreiten, und ich sah anstelle der unzeitgemäß heiteren NDR-Pausenrobbe Vorabend für Vorabend Günter Grass, wie er mit Abschnitten aus seinem Buch die bedrohliche Lage bis zu einem wahren Erschrecken heraufzubeschwören versuchte.

Ein Schlußbild: »Die Rättin« als literarisches Challenger-Unternehmen. 500 Seiten Countdown, und verweht.

Günter Grass: Die Rättin, Luchterhand Verlag, 512 Seiten, DM 39,-

Konkret 03/86, S. 8

an Konkret

DINGSDA

KONKRET 2/86: »Mein Kelch« von Hermann L. Gremliza, Kanzlerkandidat Rau oder die Folgen.

Mit Begeisterung habe ich »das gesammelte politische Wollen des Kandidaten Johannes Rau«, dieses Document humain der bundesdeutschen politischen Kultur, gelesen und mir als neueste Lebensmaxime angeeignet. Beim Lesen der grandiosen Ideen Raus zur politischen Lage im Spätkapitalismus wurde mir bewußt, wie schnell mich unser Bruder mit den Haifischen der Gesellschaft versöhnen kann.

GEORG KROLL

OSNABRÜCK

»Mein Kelch« läßt deutlich werden, daß der klassische dialektisch-materialistische Lehrsatz, demzufolge Quantität (auch die des Willens und der Ideen) von einem bestimmten Punkte an in Qualität umschlägt, in seiner Gültigkeit auch vor der westdeutschen Sozialdemokratie und ihrem Dingsda Rau nicht haltmacht. Das hätte auch Tucholsky nicht besser gekonnt.

D. RATH

für die Red. d. »Roten Boten«,

SCHOPFHEIM i.W.

Der »Spiegel« (Nr. 5/86) hätte sich die Mühe eines fünfseitigen Interviews mit dem Kanzlerkandidaten der SPD, Bruder Johannes, auch ersparen können, denn, obwohl da eine ganze Menge Buchstaben zusammenkamen, aussagekräftiger als das (satirische) »Gesammelte politische Wollen des Kandidaten Rau« war auch dieses Interview nicht.

ANDREAS GEBAUER

HAMBURG

Erstaunlich, daß das »linke« Fuß- und Wählervolk der SPD nichts merkt. Vor Jahren benötigte die »Alternative« (zur) Politik des Kapitals für die Schaffung sozial, friedlicher Mehrheiten noch relativ starke Worte und Politikerpersönlichkeiten; heute reicht schon ein Rau als unser aller Kanzler.

MICHAEL KRINGE

SIEGEN

BÄRENSTARK

KONKRET 12/85 und 2/86: Im allgemeinen und besonderen

Im Februar 1986 wieder ein bärenstarkes Heft, nachdem schon in Nr. 12/85 die Staatsdiskussion eine befreiende Klarstellung enthielt. Besonders die Information, daß die Verfassungs»schützer« die Diskussion über »unseren Staat« als verfassungsfeindlich abstempeln, zeigt klar, wessen dieser Staat ist, und wessen nicht. Auch die hervorragende Richtigstellung des Terrorbegriffs; das sollte sich unsere Einheit aller Demokraten mal hinter den Spiegel stecken.

Spitze immer wieder Gremlizas Kommentare zur Tagespolitik und sein Express. Ich glaube, daß man das früher genannte Attribut erweitern muß: »Die derzeit spitzeste deutschsprachige Feder«.

ECKHARD STROHSCHÄNK

LINDAU

METHODE

KONKRET 2/86: »Wieder ein Türke erschlagen für Deutschland« von Andreas Juhnke

Vergessen wir nicht: Solange der Kapitalismus besteht, ist die Gefahr eines neuen Faschismus nicht beseitigt.

Das gilt ganz besonders für die Bundesrepublik.

KARL KIRCHNER

WÜRZBURG

Im Verfassungsschutzbericht 1984 taucht das Wort »Skinhead« ganze fünfmal auf. Um in der Rubrik »Linksextremismus« zu erscheinen (hier ist von RAF bis DFU und »Kampagne für 35-Stundenwoche« alles vertreten) genügt es gegen den Staat zu sein. Wie bei den »Anarchisten«, die es auf ein eigenes Kapitel gebracht haben. In die Rubrik »Rechtsextrem« zu kommen, ist da schon schwerer. Die Skinheads haben nicht mal eine eigene Überschrift bekommen, unter »Rechtsextremistische Einflußnahme auf jugendliche Randgruppen« heißt es: »Ihr Rechtsextremismus erschöpft sich regelmäßig im unreflektierten skandieren von Parolen«.

PETER PERZBORN

KÖLN

So sehr ich die Eigenständigkeit des Denkens in KONKRET benötige für meine eigene (Un-)Eigenständigkeit, beim Titelbild 2/86 ist eine Grenze des vertretbaren überschritten.

Das ist eine Methode, die nicht durch gute Absicht (Aufklärung über den Mord an dem Türken) zu rechtfertigen ist. Ich erinnere: »Stürmer«, »Goebbels«. Genauso wie hier wurde damals gearbeitet. Aus anderen Gründen gewiß, doch ich behaupte: die Gründe sind gleichgültig die Methode ist gefragt.

RALPH-G. VOGEL

BIELEFELD

O-TON STAMMHEIM

KONKRET 1186: RAF-Buch-Rezension von Hermann L. Gremliza

Ihre Artikel habe ich bisher immer wegen ihrer pointierten intellektuellen Potenz bewundert.

Umsomehr verärgerte mich Ihre Krampfrezension des RAF-Buches des ehemaligen Kollegen Aust.

Aust hat den Stoff genommen und eine Art Erzählung daraus gemacht, aber ist ihm das denn vorzuwerfen? Ist es nicht vielmehr die einzige Möglichkeit, das Publikum zu gewinnen, das dieses Buch wirklich braucht, ein bürgerliches? Denn wir Linken interessieren uns ohnehin schon dafür und wissen, wie Ihr Artikel zeigt, vieles besser.

ALEXANDER DAUM

ST. PETER ORDING

»Die Massen ergreifen« - der RAF ist das nie gelungen. Umsomehr hat sie die Medien bewegt und die Journalisten beschäftigt. Deshalb ist es nur konsequent, daß Austs Stammheimer 'Recherchen' in der Medienstadt Hamburg präsentiert wurden: Das Buch, der Film, das Theaterstück als Medienverbund. Wo bleibt der Tonträger? Telefonmitschnitte und die Bänder abgehörter Gespräche unter dem Titel 'O-Ton Stammheim', das fehlt. Und, Herr Zadek, wie wärs mit einem Musical: 'Stammheim wie es singt und lacht'.

G. KIENAST

FRANKFURT

HAUT NICHT HIN

KONKRET 2/86: »Klatsch - Peter Boenisch«

Zur Klarstellung: Peter Bönisch heißt Thomas Bönisch und ist nicht CSU-Ortsvorstandsmitglied sondern Beisitzer im örtlichen JU-Vorstand. Michael Sienitska ist nicht JU-Ortsvorsitzender sondern einer der beiden stellvertretenden Ortsvorsitzenden.

Es ist eine Falschinformtion, daß Bönisch aus der CSU rausgeflogen ist. In Wahrheit läuft gegen ihn nur ein bisher nicht entschiedenes Parteiordnungsverfahren.

HELMUT REITBERGER

Red. »Bruckmühler fliegende Blätter«

BRUCKMÜHL

Eurem Stahlkocher Bronislaw Swatilow schlackern entweder die Ohren oder er ist stolz auf geleistetes. Ich möchte, daß auch mal der Bauarbeiter N. Pisarenko zu Wort kommt, mit einem Brief, der in der »Prawda« vom 27.12. 85 veröffentlicht wurde:

»Ich bin der Meinung, daß es zwischem dem Zentralkomitee der Partei und der Arbeiterklasse ein völliges Einvernehmen gibt. Aber man darf nicht die »Mittelschicht« übersehen, also verschiedene Ministerien, Ämter und unzählige Behördenstellen. Diese Schicht ist träge und unbeweglich. Sie strebt nach Stabilität und darunter versteht sie das Blockieren jeglicher Veränderungen. Hier gedeihen Demagogie, wortreiche Instruktionen, die klare und präzise Beschlüsse verschleiern, bürokratische Floskeln und Klauseln und übrig bleibt Nichtstun, das für eine stürmische Tätigkeit ausgegeben wird.« Fast wie bei uns, nur mit dem ersten Satz des Briefes haut es noch nicht ganz hin.

HARTMUT BETHGE

FRANKENTHAL

KRITISCH

KONKRET 2/86: »Auto-Lust« von Gerhard Armanski

Armanski hat die besten Aussichten im Kabinett Rau Verkehrsminister zu werden, kritisch aber lustvoll. Denn der kann sich kritisch gesehen ein Leben ohne Mittelstreckenraketen auch nicht mehr vorstellen.

MARTIN BORGSCHULTE

BIELEFELD

BOYKOTT ÜBERFÄLLIG

KONKRET 1/86: »Vorbilder«, Magazin Seite 11

Liebe Redaktion,

Ein Flugblatt des »Hamburger Aktionsbündnisses gegen Apartheid« zeigt, daß sich auch im Hamburger Hafen Kollegen Gedanken machen zum Thema Südafrika. Die Erstunterzeichner sind (mit einer Ausnahme) alle Funktionäre der ÖTV. Damit klar ist, daß das skandalöse Verhalten der ÖTV sich nicht so ohne weiteres auf die Gesamtheit der Hamburger Hafenarbeiter übertragen läßt. In dem Flugblatt heißt es:

»Der Hamburger Hafen spielt für die Wirtschaftsbeziehungen Südafrikas eine bedeutende Rolle. In Hamburg hat sich ein breites Bündnis gebildet mit dem Ziel, Aktionen gegen die Zusammenarbeit mit dem Rassisten-Regime in Südafrika zu organisieren, zum Beispiel Boykott der Ladung von und nach Südafrika. Wir aus dem Hafen meinen, daß das überfällig ist«

FRANK LADWIG

HAMBURG

Konkret 03/86, S. 10

Hermann L. Gremliza

Gewehrhafte Demokratie

Mögen die herrschenden Klassen vor einer Kommunistischen Revolution zittern. Die Proletarier haben nichts zu verlieren als den Paragraphen 116 Abeitsförderungsgesetz!

Von links nahen drohend die Massen; rechts flüchten unter Zurücklassung von Hämmern und Meißeln die Herren Kohl, Blüm und Strauß aus dem Bild; in der Mitte steht das Denkmal, dank des mutigen Aufmarschs der Retter nur wenig beschädigt. So soll es sein, so wird es sein! ruft uns der Karikaturist zu, dessen Zeichnung die Zeitung der DKP an den Kopf eines Extrablattes gestellt hat - über die Zeilen: »Sie dürfen nicht durchkommen!«

No pasaran? In hoc signo vinees? Ist denn dieses seltsame Gebilde aus den Zeichen »§ 116« die Magna Charta der Revolution, die Declaration of Independence der Arbeiterklasse? Ja Schmarren: Der Paragraph 116 des Arbeitsförderungsgesetzes, auf den sich CDU/CSU und SPD in der Großen Koalition 1969 geeinigt hatten, erhebt erstens die Aussperrung von Arbeitern ein weiteres Mal zu einem Rechtsgut der Unternehmer und bestimmt zweitens, warum und wann die so arbeitslos gewordenen von der Versicherung, in die sie für den Fall ihrer Arbeitslosigkeit Beiträge eingezahlt haben, keine Leistungen erhalten.

Von Rechts wegen müßten also die von links mit Hammer und Meißel kommen. Daß sie das nicht tun, hat einen einfachen Grund: Der Paragraph 116 soll zu ihren Lasten verschlimmert werden. Und wie das so ist - im Vergleich zu einem geplanten größeren Übel erscheint das bestehende große zunächst als kleineres, bis es als Übel ganz verschwindet und schließlich als heilig Gut aufersteht.

Im Falle des Paragraphen 116 ist freilich nicht einmal gewiß, ob das geplante Übel ein größeres wäre als das bestehende. Die im Arbeitskampf 1984 angerufenen Gerichte könnten nämlich - und werden, wie ich sie kenne - das geltende Recht exakt so auslegen, wie es die Bundesregierung mit ihrer Novelle erst erreichen will: daß außerhalb des Kampfgebietes Ausgesperrte von ihrer Versicherung kein Kurzarbeitergeld kriegen, wenn sie ähnliche Forderungen an die Unternehmer stellen wie ihre Kollegen im Kampfgebiet. Selbst wenn es den Gewerkschaften also gelänge, den geltenden Paragraphen zu verteidigen, könnten sie doppelt verlieren: einmal die 300 Millionen Mark, welche die Bundesanstalt den Ausgesperrten im Arbeitskampf 1984 unter Vorbehalt bezahlt hatte, zum andern jedes Recht auf Kritik an einem Gesetz, zu dessen Verteidigung sie die Arbeiter in den Kampf geführt haben.

Glücklicherweise versteht kein Mensch, was dieser »§ 116 AFG« eigentlich bedeutet. Darauf scheinen Blümundkohl gesetzt zu haben. Doch wer andern eine Grube undsoweiter: Jedenfalls erregte eine Regierung, die an die Macht geschmiert worden ist und sich seither jedem Wunsch ihrer Finanziers erbötig gezeigt hat, gerade mit dem so unverdächtig klingenden »Arbeitsförderungsgesetz« stärksten Verdacht. Ein Kanzler, so dachte man, der den Kampf um die 35-Stunden-Woche »dumm und töricht« genannt hat, führt etwas im Schilde, das solche Torheiten unmöglich machen soll. So schnell, wie das in den Betrieben richtig verstanden wurde, konnten die Gewerkschaften ihre Flugblätter gar nicht drucken.

Dies Stück neuen Bewußtseins, das im Kampf um die Arbeitszeitverkürzung entstanden ist, als die Phrasen von der »Neutralität des Staates«, vom »sozialen Frieden«, von der »Waffengleichheit« und der »Sozialpartnerschaft« implodierten, das ist es, was dem Kapital Sorgen macht. Deshalb sollte seine Regierung Maßnahmen ergreifen, mit denen sich verhindern läßt, daß die Proleten in Zukunft solche bewußtseinserweiternden Erfahrungen häufiger machen können; deshalb auch konnte man die Entscheidung der Klassenjustiz, über die man nicht im Zweifel war, die aber erst in vier oder gar sechs Jahren ergehen wird, nicht abwarten, zumal die Gewerkschaften und vor allem die IG Metall in diesem Zeitraum noch weitere lehrreiche Kämpfe führen würden.

Wäre die Bundesregierung nicht bloß der regierende Ausschuß des Kapitals, hätte besonders die CDU nach ihren Erfahrungen an Saar, Rhein und Ruhr diesen Kraftakt nicht gerade ein gutes Jahr vor den Bundestagswahlen begonnen. Aber das Kapital kann sich Rücksicht auf solchen Krümelkram wie Wahlen (deren Ergebnis man ja zur Not korrigieren kann) nicht leisten; es muß weiter denken - an die nächste Krise mit ihren drei bis vier Millionen Arbeitslosen (den offiziellen). Bis dahin muß die gewehrhafte Demokratie stehen: mit ganz legal entmachteten Gewerkschaften und einem geheim-polizeilichen Apparat, für den nicht zufällig zur gleichen Zeit die gesetzlichen Grundlagen geschaffen werden, unter einer ebenso nichtssagenden Bezeichnung wie »Reform des Paragraphen 116 Arbeitsförderungsgesetz«: »Sicherheitsgesetze«. Wer dann noch streikt, kommt ins Schleppnetz.

Wollen die Gewerkschaften dieser Absicht wirkungsvoll begegnen, dürfen sie nicht bei einer noch so heroischen Verteidigung des »Hundertsechzehn« stehenbleiben.

Konkret 03/86, S. 12

E□ a Groepler

F□ nf-Jahres-Plan

am 16. M□ r□ □ □ hlt Frankreich eine ne□ e National□ ersamml□ ng. Der Pr□ sident bleibt im Amt, die Minister □ erden gehe Jahre haben die So□ ialisten - □ eit□ eise □ □ sammen mit den Komm□ nisten - regieren k□ nnen. Was ist dabei hera□ sgeko Mehr als nichts, aber □ eniger als □ ersprochen. Eine Bilan□ .

Louis Schweitzer, Kabinetts-Chef von Premierminister Fabius, bewältigt seit Dezember eine zusätzliche Aufgabe: Er organisiert in Ministerien, beim höheren Staatsdienst und in den Management-Etagen der 1982 nationalisierten Betriebe Treffen besonderer Art, zur Vorbereitung des Nach-Märzes '86. Das Stichwort lautet »verrouiller«. Riegel vor.

Vor fünf Jahren schwenkten, für manche überraschend, einige Millionen Französinnen und Franzosen zum changement. Aber auch im unwahrscheinlichen Fall plötzlich neu entflammter Wählergunst wird die PS nach den Parlamentswahlen am 16. März nicht wieder über eine Mehrheit der Sitze verfügen. Spätestens seit 1984, seit dem Rückzug der KPF aus der Regierung, ist Cohabitation, die Koexistenz von links und rechts oder einfacher: die große Koalition in welcher Form auch immer, eine rechnerische Bestimmtheit. Der Präsident der Republik, für sieben Jahre gewählt, ist von einem Mehrheitswechsel im Parlament theoretisch nicht betroffen.

Gleichwohl wird jetzt auch über ihn entschieden. Denn Cohabitation bedeutet für alle Beteiligten vor allem Transition. Das Rennen auf das Elysée ist eröffnet. Ob die nächsten Präsidentschaftswahlen verfassungskonform 1988 stattfinden, wozu die Oppositionsführer Chirac (RPR) und Giscard (UDF) vorsichtige Bereitschaft erkennen lassen, um den erhofften Wechsel nicht mit dem Geruch des Chaos zu belasten - oder ob sie vorgezogen werden, wenn sich die Rechte, wie es der Dritte im Bunde, Barre, vorschlägt, zu einem Ministerstreik entschlösse.

Vom Kriegsende bis zu ihrem Triumph im Mai '81 hatte die Linke nur sechs Jahre lang Regierungsverantwortung getragen. Die vergangenen fünf Jahre nutzte sie, um über 350 neue Gesetze zu verabschieden. Wein und Tabak wurden teurer, zwei Finanzgesellschaften, 39 Banken und fünf Industriekonzerne gegen Entschädigung nationalisiert, monatlich 20.000 Menschen (Jahresdurchschnitt 1984) entlassen, Abtreibungskosten durch die Krankenkasse übernommen, Kultur- aber auch Polizei-Haushalte beträchtlich aufgestockt. Es wurden Schweigeminuten gegen Apartheid abgehalten, aber der Atlantismus so weit getrieben, daß er mitunter sogar die Rechten enervierte, für 100 Mio. Francs Waffen an Nicaragua geliefert, Fallschirmjäger zwecks Verteidigung der französischen Freiheit nach Afrika geschickt, der Kanaken-Führer Eloi Machoro in Neu-Kaledonien von Eliteschützen ermordet, die salvadorianische Befreiungsbewegung FDR-FLMN anerkannt, die PLO immer noch nicht.

In dieser Legislaturperiode ließ sich Mitterrand die Vorderzähne schleifen und für eine - französische - Eroberung des Weltalls begeistern, zeigte das Fernsehen allsamstäglich eine (fast) nackte Dame zur familienfreundlichen Sendezeit, tauchten Geheimdienstler in neuseeländisches Gewässer, verteufelte man den Pazifismus, um in Verdun mit dem Bonner Freund und Bundeskanzler Händchen zu halten, wurde die KPF in die Regierung hinein- und wieder herauskomplimentiert; demonstrierte die Rechte häufiger als die Linke, stach der jugendliche Premierminister einen alternden Alain Delon in den Herzen junger Französinnen aus, und wurde die Todesstrafe abgeschafft.

So mancher meint verzückt, Mitterrand habe sämtliche Tabus der Linken gebrochen, von Profit bis Pershing. Normalisierung à la francaise: Einer, der es wissen muß, Serge July, Trendsetter und Herausgeber von »Liberation«, findet, Rechte und Linke teilten eine gemeinsame Sprache und noch mehr: Sie teilten eine gemeinsame »Wirtschaftskultur«. Cohabitation. Man hatte sie schon immer und wird sie nicht mehr los?

Was geschah in den fünf Jahren?

Von »Altersversorgung« bis »Verteidigung/Rüstung«

Altersversorgung:

Das Altersminimum wurde zwischen Mai '81 und Juli' 85 von 1471 Francs auf 2539 (etwa 800 DM) erhöht.

Arbeitslosigkeit

Bei Regierungsantritt hatte man eine neue soziale Dynamik angekündigt. Austeritätspolitik folgte. 1985 verzeichnete die offizielle Statistik 2,5 Mio. Arbeitslose, tatsächlich sind es an die drei Millionen. Jährlich kommen rund 250.000 Jugendliche hinzu, die Hälfte davon Mädchen.

Als Soziale Innovation gelten die TUC, gemeinnützige Arbeitsdienste für Jugendliche. Dort erhält man für 80 Stunden Arbeit 1200 Francs, macht 15 die Stunde, während der Mindeststundenlohn bei 26 liegt.

Arbeitslose bekommen 42 F des vorherigen Bruttolohns plus ein Tagegeld von 42,60 F; das gilt für eine Dauer von einem halben bis drei Jahre. Danach gibt es nur noch Tagegeld in Höhe von 60 F, monatlich also 1800 E Auch in Frankreich wird heute von »nouvelle pauvrete« gesprochen. Die Gewerkschaft CGT beziffert die Zahl der neuen Armen auf eine volle Million.

Arbeitszeit

Die für letztes Jahr anvisierte 35-Stunden-Woche ist seit 1982 bei 39 Stunden stehengeblieben. Derzeitiges Konzept: Flexibilisierung.

Asylrecht

160.000 anerkannte Flüchtlinge leben derzeit in Frankreich. Jährlich werden 22.000 Asylanträge neu gestellt, davon 4000 abgelehnt. Justizminister Badinter, früher engagierter Gegner einer Auslieferung von Klaus Croissant an die Stammheim-Justiz, läßt inzwischen wieder politisch Verfolgte ausweisen, wenn sie etwa wegen vermuteter ETA-Aktivitäten gesucht werden. Aber: Toni Negri, dem in Italien bis vor kurzem 30 Jahre Gefängnis drohten, konnte in Paris leben. Er ist nicht der einzige,

Atomenergie

In seinen »110 propositions« hatte Mitterrand 1981 eine Begrenzung des ehrgeizigen französischen Programms versprochen sowie ein Referendum darüber. Von der Volksabstimmung ward nichts mehr gehört; gegenüber den von seinen konservativen Vorgängern geplanten 65 Anlagen optierte die Regierung für 63 AKWs.

Super-Phenix, der schnelle Brüter in Creys-Malville, vergleichsweise das Brokdorf der französischen Atomkraftgegner, ist in Betrieb genommen worden. 1977 hatten dort 80.000 Menschen demonstriert. Später setzte Kandidat Mitterrand seine Unterschrift unter eine Petition gegen den Bau. Für die militärpolitische Unabhängigkeit Frankreichs ist der Plutoniumproduzent heute ein absolutes Muß.

Ausländer

4,5 Millionen Ausländer leben und arbeiten in Frankreich, zu 80 Prozent seit über zehn Jahren. Ihnen gegenüber verfolgte die Regierung dreierlei: Zurückdrängung der illegalen Einwanderung, Ermunterung zur Rückkehr in ihr Heimatland und Integration in die französische Gesellschaft. Für Tunesier, Marokkaner, Algerier wurden die Einreisebedingungen verschärft, die Familienzusammenführung erschwert. In den ersten 18 Monaten der neuen Regierung wurden mehr Ausländer ausgewiesen als zuvor. Die Rückkehrhilfe beträgt maximal um die 20.000 Francs, was erklärt, daß 1984 gerade 3400 Ausländer davon Gebrauch machten.

Als offizieller Verhandlungs- und Ansprechpartner ist im Rang einer Behörde ein Nationaler Rat der ausländischen Bevölkerungen gegründet worden. Einmal wöchentlich steht jeder der vier großen Religionen - Katholizismus, Protestantismus, Islam und Judentum - Fernsehzeit zur Verfügung.

Dezentralisierung

Die »größte Verwaltungsreform seit 1789« drängte die staatlich ernannten Präfekten zugunsten regionaler bzw. Departments-Räte zurück. An der Verteilung der Macht in und durch Paris hat sich dadurch de facto wenig geändert.

Europapolitik

»Jeder Westeuropäer, der ein Patriot ist, kann nur einen einzigen Gedanken haben, nämlich Jalta rückgängig zu machen. Viele Anzeichen weisen darauf hin. Doch ohne Krise werden wir aus Jalta nicht herauskommen. Und die haben wir bereits.« (Mitterrand: »La Force tranquille«, 1981) Unermüdlich setzte sich der Präsident, sei es in Paris, London, Brüssel oder im westdeutschen Bundestag, für den Vollzug der NATO-»Nachrüstung« ein. »Die Mittelstreckenraketen sind im Osten, der Pazifismus im Westen.« Er sieht aber noch weiter: Auch bei der Militarisierung des Weltraums muß man dabeisein. »Wenn Europa in der Lage ist, eine bemannte Station in den Weltraum zu bringen, die ihm erlaubt, jede mögliche Bedrohung zu beobachten, zu übermitteln und damit zu verhindern, dann wird es einen großen Schritt auf seine eigene Verteidigung hin getan haben.« (1984, anläßlich eines Besuchs in den Niederlanden). Erregt kommentierte die PS-nahe Presse Kohls Widerwillen gegen das Eureka-Projekt. »Liberation« beweint »den zweiten Tod de Gaulles und

Adenauers«, und der »Le Monde«-Chef machte eine sensationelle Entdeckung: Daß der Kanzler ein »Amateur« und »Dilettant« sei.

Frauen

Innovation '81: Ein Ressort für die Rechte der Frauen. Mit dem bescheidenen Etat von 119 Mio. Francs (1985) ließ das Ministerium über das ganze Land verstreut mehr als 200 Frauen-Informationszentren entstehen, verbannte den Begriff des Familienchefs aus dem Behörden-Jargon, setzte die Unterschriften beider Eheleute unter Einkommenserklärungen durch und ließ die Krankenkasse die Zahlung versäumter Alimente sowie Abtreibungskosten übernehmen.

Gefängnis

Viel zu tolerant, meinen Badinters Gegner. Allerdings. In Frankreich sind die Knäste überfüllt. Es gab noch nie so viele Häftlinge - Gesamtzahl fast 45.000 - wie heute. Jährlich werden fünfhundert neue Plätze eingerichtet. Häftlingskleidung und Sicherheitstrakte wurden abgeschafft, für Jugendliche unter 16 Jahren auch die Strafzellen. Dennoch steigt die Selbstmordrate: 1984 starben 64 Gefangene.

Justiz

Wird von einem Minister verwaltet, nach dessen persönlichem Format sich ein Schily streckt. Mitterrand hielt zu Badinter, auch als dieser im Zentrum heftigster Attacken von rechts stand. Im August '81 wurde der Staatssicherheitshof aufgelöst, im Oktober folgte die Abschaffung der Guillotine. Die »loi anticasseurs« (individuelle Haftung bei Demonstrationsschäden) wurden außer Kraft gesetzt, ebenso die strafrechtliche Verfolgung von Homosexualität, in Frankreich tatsächlich bis 1982 noch möglich. Uneheliche Kinder wurden den »Legalen« rechtlich gleichgestellt. Bei Identitätskontrollen sollen Fingerabdrücke und Karteien in der Regel in den folgenden sechs Monaten vernichtet werden. Schließlich können Haftstrafen in gemeinnützige Zwangsarbeit umgewandelt werden.

Kultur

1,4 % des Gesamthaushaltes sollten der Kultur zugute kommen. Mit 8 Mrd. Francs wurden es 1984 noch keine 1 %, aber immerhin. Kulturminister Lang wollte dezentralisieren, für Demokratisierung und gegen Ungleichheit kämpfen, das künstlerische Schaffen fördern. Über 10.000 neue Arbeitsplätze können verzeichnet werden, neue Ausbildungsstätten quer übers Land, beispielsweise eine nationale Schule für Fotografie in Arles oder für Musik in Lyon. Während 1981 Paris von 60 Prozent aller bewilligten Kredite profitierte und die Provinz mit 40 Prozent vorlieb nehmen mußte, hat sich das Verhältnis inzwischen umgekehrt.

Militärdienst

Wider des abgegebenen Versprechens ist der Militärdienst nicht auf sechs Monate gekürzt worden, sondern dauert weiter ein Jahr. Kriegsdienstverweigerer haben die doppelte Zeit zu leisten. Seit dem 1. Januar dieses Jahres läßt sich der Dienst auch innerhalb der Polizei absolvieren. Frauenfreundlicherweise wurde der weibliche Zugang zur Armee, wie es heißt, »erleichtert«.

Neu-Kaledonien

Der Befreiungsfront FLNKS gelang es, ihre Forderung nach Unabhängigkeit für die 143.000 Bewohner der Insel an die Weltöffentlichkeit zu bringen. 1984/85 kam es zwischen Kanaken und Europäern zu blutigen Zusammenstößen. In einer Geste des »Je vous ai compris«, freilich eher geeignet, eigene Schwerhörigkeit zu offenbaren, bot Mitterrand eine »Independance-Association« an, also eine Unabhängigkeit in der Abhängigkeit. Er versprach einen Volksentscheid, der immer wieder hinausgeschoben wurde und nun spätestens bis zum 31.12.87 stattfinden soll. Jedenfalls: Nach den Wahlen.

Die FLNKS erreicht, daß sich erstmals alle Befreiungsbewegungen der französischen Kolonien um eine gemeinsame Plattform bemühten.

Polizei

10.000 neue Arbeitsplätze. Kommentar der Polizeigewerkschaften: Die neue Regierung habe innerhalb von 18 Monaten mehr für die Polizei getan als die vorherige in ihrer gesamten Amtszeit. Der Dank blieb nicht aus. Eine Polizistendemonstration gegen den als zu lasch angegriffenen Badinter stürmte, von den Wachen ungehindert, bis vors

Elysée.

Südafrika

Anläßlich der Ermordung des Dichters Moloise hielt Premier Fabius in Paris eine Schweigeminute vor dem Gebäude der Apartheid-Botschaft ab. Aber nach wie vor werden Kohle und Platin aus Südafrika importiert, unterhalten Renault, Dassault, Total dort Filialen, liefert Frankreich Ersatzteile für die von Südafrika gekauften Kampfflugzeuge. So warb die South African Airways: »Die Handelsbeziehungen zwischen Frankreich und der Republik Südafrika erreichten 1984 über 10 Mrd. Francs (ein Zuwachs von 25 Prozent). Die französischen Exporte in die RSA sind um 10 Prozent gestiegen.

Als Reaktion auf die Verhängung des Ausnahmezustands durch Pretoria schlug Frankreich in der UNO den Boykott jeder Zusammenarbeit vor. Dumm, daß ausgerechnet am gleichen Tag feierlich der letzte Abschnitt des südafrikanischen Atomkraftwerks in Betrieb genommen wurde. Gebaut durch die französische Elektrizitätsgesellschaft EDF, die ihr Uran für jährlich 1 Mrd. Francs von den Rassisten bezieht.

Verteidigung/Rüstung

1983 stand der Militäretat an der Spitze der westeuropäischen Staaten. 1984 erreichte er 142 Milliarden Francs, 16 Prozent des Gesamthaushalts. Die Priorität verbleibt bei der atomaren Abschreckung, und die Tests verbleiben in Polynesien. Dem von Mitterrand eingeweihten sechsten Atom-U-Boot, mit M-4-Mehrfachsprengköpfen ausgerüstet, soll noch ein siebtes folgen. Strategisches und taktisches Atompotential wurde verstärkt und modernisiert. Die konventionellen Streitkräfte wurden reorganisiert. Für mitteleuropäisches Terrain wurde eine schnelle Eingreiftruppe, die FAR mit 47.000 Soldaten, aufgestellt, für die Feindabwehr im Norden ist ein drittes Armeekorps vorgesehen. Schließlich hat man für den Einsatz in Ländern der Dritten Welt eine sogenannte »humanitäre schnelle Eingreiftruppe« gegründet.

*

Macht im März, was ihr wollt, seht aber zu, das zu behalten, was ihr gewonnen habt - so die Entscheidungshilfe des Präsidenten, der nur deswegen nicht jeden Tag vom Sozialismus spricht, weil er das Oberhaupt aller Franzosen ist. Die fünfte bezahlte Urlaubswoche, die Erhöhung von Mindestlohn und Altersversorgung, die - parallel zum ersten Lohn- und Preisstop verabschiedeten - innerbetrieblichen Demokratisierungsgesetze: Ist das etwa nichts?

Gestiegen ist aber auch das kapitalistische Vermögen. Seit 1981 kletterte die Höhe der Aktien von 509 auf 1162, die Höhe der Schuldscheine von 314 auf 616 Milliarden Francs. So gesehen ist das Versprechen von RPR und UDF, an Wirtschafts- und Sozialpolitik wenig zu ändern, ein vermutlich ehrliches Kompliment. Auch ein schönes?

Die Säulen des anständigen Durchschnittsstaates, Armee, Polizei, Profit, stehen nach wie vor auf festem Fundament. Zugegeben, es wurde modernisiert, reformiert und manches aufgeholt, was hierzulande beispielsweise die sozialliberale Koalition einführte Progressive Veränderungen gab es vor allem dort, wo es weder Geld noch Macht kostet, in Justiz und Kultur.

Wer gewohnt ist, niedrige Ansprüche zu stellen oder besser: stellen zu müssen, könnte ein Auge zudrücken, hätten die fünf Jahre Linksregierung nicht auch noch einen erheblichen Rechtsruck bewirkt. Rechtsruck zwischen den beiden großen Lagern, wie sie sich bei Präsidentschaftswahlen gegenüberstehen. Rechtsruck innerhalb der Linken, von KPF zu PS. Rechtsruck innerhalb der Rechten, von RPR/UDF zu FN. Vor Jahr und Tag hatte sich Mitterrand den raffinierten Plan ausgedacht, von fünf Millionen KPF-Wählern drei Millionen zur PS zu bringen. Auch hier fielen Traum und Wirklichkeit auseinander: Schon ab 1982 sank bei jeder Wahl die Popularität der gesamten Regierung, mit oder ohne Kommunisten. Im Juni 1984 (Europawahl) rutschte nicht nur die KPF auf klägliche elf Prozent, auch die PS schnitt mit katastrophalen 20,9 Prozent ab.

Teilweise allerdings war Mitterrands Entwurf Erfolg beschieden. 1983 hatte Regierungssprecher Max Gallo, heute Chefredakteur bei »Le Matin«, das Schweigen der Intellektuellen moniert. Manche hatten aber gar nicht geschwiegen. Andre Glucksmann, ehemaliger 68iger, sehnte sich nach stärkerer Fallschirmjäger-Präsenz im Tschad, Claudie und Jacques Broyelle (»Die Hälfte des Himmels« und »Zweite Rückkehr aus China«) verlangten vom US-Kongreß noch mehr als die ohnehin bewilligten Gelder zur Unterstützung der antisandinistischen Contras gegen Nicaragua, Yves Montand mochte bei Le Pens Truppen nur Folklore erkennen, aber bei der KP lauter Pol Pots. Derweil überschlugen sich bei »Liberation« die kreativen Einfälle: Entlassung hieß nicht mehr Entlassung, nicht mal Rationalisierung, sondern Synchronisierung, Konversion, Adaption, Mutation. Alle zusammen genossen die Marginalisierung des »Gulag-Marxismus«. Aber draußen skandierten rechtsradikale Polizisten «Badinter - raus aus Frankreich«, und die Front National des Jean-Marie Le Pen wurde immer salonfähiger, z.B. über Wahlbündnisse mit RPR/UDR

Spieler Mitterrand zog seinen zweiten raffinierten Plan aus der Tasche: Das Verhältniswahlrecht. Und noch einen dritten: Jetzt will er die Rechte spalten, in der Hoffnung, sie möge so schwach werden wie er selbst. Mit zusammen 42 Prozent waren RPR und UDF bei der Eurowahl unter ihren Erwartungen geblieben. Die elf Prozent des FN hinzugerechnet verfügt die Rechte jedoch über eine komfortable Mehrheit. Mitterrands ingeniöse Taktik hat also gute Aussichten, wieder mal zu scheitern.

Wer damals, wie Biermann, im schönen Monat Mai, den Geist der Commune besang und von roten Kirschen träumte, teilt heute vielleicht das Schicksal von 30 Prozent Franzosen. Die leiden an Schlaflosigkeit.

Konkret 03/86, S. 18

Rolf Surmann

Opfer bleibt Opfer

Fünf Millionen sind nicht genug. Wiedergutmachung in der BRD ist kein abgeschlossenes Thema, eher ein alter Skandal. Wer von den Nazis verfolgt, inhaftiert, gequält, mißhandelt und mißbraucht wurde, ist in der BRD noch lange kein Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft

Flick ist mehr als ein Name. Flick steht für Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß, für den Versuch der Steuerhinterziehung, für Bestechung von Politikern - neuerdings auch wieder für Nutznießerschaft von der Nazi-Herrschaft durch die Ausbeutung von Sklavenarbeitern *und* für die Arroganz, sich dieser historischen Schuld mit der Stärke fortbestehender wirtschaftlicher und politischer Macht zu entziehen.

Doch die Ffick-Verstrickung in die Verbrechen der Nazis wäre kaum in diesem Ausmaß zum Thema geworden, hätte nicht der innenpolitische Sprecher der CSU-Fraktion, Fellner, durch antisemitische Äußerungen die Kontinuität altbekannter Diskriminierungsklischees sichtbar gemacht. Das widersprach nicht nur der offiziellen Lesart der »Wiedergutmachung«. Es gefährdete auch einen ideologischen Pfeiler westdeutscher Nachkriegskultur. Denn zum festen Bestandteil hiesiger »Vergangenheitsbewältigung« gehört der Stehsatz, die Verbrechen der Nazis seien - »wiedergutgemacht« worden.

So behauptete etwa das Bundesfinanzministerium, daß »die Bundesrepublik bei der Bewältigung der Hinterlassenschaft des Hitler-Regimes der Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts den Vorrang vor anderen dringenden Fragen eingeräumt hat«. Und Willy Brandt erklärte noch als Bundeskanzler: »Schon bald nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland haben alle demokratischen Kräfte die Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts als eine Aufgabe von größter moralischer und menschlicher Tragweite angesehen und als solche auch behandelt.« In der Realität heißt das jedoch: NS-Opfer sind bis auf den heutigen Tag Opfer der Gesellschaft geblieben.

In der Präambel des Bundesentschädigungsgesetzes (BEG) - 1953 ungefähr gleichzeitig mit der Einführung der Klassenlotterie erlassen -, heißt es noch, »daß der aus Überzeugung oder um des Glaubens oder des Gewissens willen gegen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft geleistete Widerstand ein Verdienst um das Wohl des Deutschen Volkes und Staates war«, doch schon nach Paragraph 6 wird von der Entschädigung ausgeschlossen, »wer nach dem 23. Mai 1949 die freiheitliche demokratische Grundordnung im Sinne des Grundgesetzes bekämpft hat«. Das traf im Zuge des KPD-Verbots 1956 natürlich besonders viele Kommunisten.

Ähnlich erging es, den Roma und Sinti. Zwar konnten sie Ansprüche anmelden, doch nach einem Urteil des Bundesgerichtshofs von 1956 galt ihre KZ-Einweisung als »polizeiliche Vorbeugungs- und Sicherheitsmaßnahme«, die der »Bekämpfung des Zigeunerunwesens« diente. Erst eine weitere Inhaftierung nach dem Auschwitz-Erlaß Himmlers 1943 »kann« - so ließ sich das Gericht herab - eine rassische Verfolgung sein. Diskriminierung, Verfolgung und Vernichtung der Roma und Sinti bedingungslos als NS-Verbrechen anzuerkennen und entsprechend »wiedergutzumachen«, gehört nicht zum bundesdeutschen Selbstverständnis der Abgrenzung von den NS-Verbrechen. Es durfte und darf also weiter diskriminiert und verfolgt werden. Deshalb wundert es auch nicht, daß die Polizeianweisungen der 50er Jahre entsprechend den NS-Rassenhandbüchern verfaßt waren. »Wer ein Dutzend von ihnen (den Zigeunern) kennt, der kennt sie alle, « wird da staatsbürgerkundlich unterrichtet. Und um ein scharfes Vorgehen der Polizisten sicherzustellen, wurden sie aufgefordert, keine »Hemmungen« zu haben, wenn »sich Zigeuner bei Kontrollen auf ihre Verfolgung berufen, um den Polizeibeamten von einem Einschreiten abzuhalten«.

Nicht die Zeit der »Wiedergutmachung« begann also für die Roma und Sinti mit dem 8. Mai 1945, eher die der »zweiten Verfolgung«.

Andere Opfergruppen wurden nach dem BEG von vornherein nicht als NS-Opfer anerkannt. Zu ihnen gehören die Zwangssterilisierten und Überlebenden des »Euthanasie«-Mordprogramms. Bereits in den 20er Jahren hatten sich Mediziner und Juristen darüber verständigt, daß »die Anstalten, die der Idiotenpflege dienen, anderen Zwecken entzogen werden.« »Mangelnde Verzinsung« der Heime und unproduktiver Einsatz des Pflegepersonals wurde beklagt. Um »Maß und Form der Vernichtung lebensunwerten Lebens« kreisten die Gedanken. Ein Sterilisationsgesetz zur »Verhütung erbkranken Nachwuchses« war das erste Ergebnis dieser Diskussion. 1933 lag es fertig in den Schubladen der Ministerialbürokratie. Da es der Ideologie der Nazis entsprach, verwundert es nicht, daß sie es als erstes ihrer rasseideologischen Gesetze noch im selben Jahr in Kraft setzten.

Für die Opfer dieser Verbrechen bestand und besteht nach 1945 nur die Möglichkeit, beim Amtsgericht eine »Nachbegutachtung« zu beantragen. Dabei wird geprüft, ob es sich bei der Sterilisierung um eine Amtspflichtverletzung handelte bzw. ob eine »Nachbesserung« eingetreten ist. Mit neuestem wissenschaftlichen Instrumentarium wird dann erneut geprüft, ob es in der Familie Erbkrankheiten gab, werden die Antragsteller einem Intelligenztest unterworfen und ihr »Erscheinungsbild« bewertet. Geht die Prozedur positiv aus, sind die Zwangssterilisierten mitnichten als NS-Opfer

anerkannt. Es wird ihnen lediglich zugestanden, ihre Gebär- bzw. Zeugungsfähigkeit - soweit möglich - wieder herstellen zu lassen.

Ähnlich erging es den wegen ihrer Sexualität oder ihrer Lebensweise Verfolgten: den »Assozialen«, Arbeitsverweigerern, Homosexuellen - all denjenigen, die von den Nazis als »gemeinschaftsunfähig« eingestuft und gnadenlos verfolgt worden waren. Bereits in einer Begleitschrift zu den »Nürnberger Rassegesetzen« war zu ihnen angemerkt worden: »Der Rassegedanke erschöpft sich nicht in der Judenfrage.«

Diese gesellschaftspolitische Dimension der Verfolgung haben die »Konstrukteure der Wiedergutmachung« konsequent ignoriert. Ihnen ging es nie um die Rehabilitierung *aller* Verfolgten, um die rückhaltlose Aufdeckung *aller* NS-Verbrechen und die Aussöhnung mit *allen* Opfern. Schon von den Nazis durch den Zwang zum Tragen verschiedenfarbiger Winkel »sortiert« und dennoch unterschiedslos verfolgt, war auch das BEG und die sich auf seiner Grundlage ergebende Praxis durch Selektion und unterschiedliche Einstufung der verschiedenen Opfergruppen geprägt. Das gesellschaftlich-moralische Versagen besteht gerade darin, daß »Wiedergutmachung« an den Opfern der NS-Diktatur mit dieser Selektierung zum Spiegelbild der Denkmuster und Bewertungen wurde, die die Auslieferung dieser Menschen an die NS-Mordmaschinerie vorbereiteten.

Eine Parallele wird sichtbar! Ähnlich wie beim antifaschistischen Widerstand mit den »Männern des 20. Juli« gibt es auch bei den NS-Opfern gleichsam »staatsoffiziöse« Gruppen. Doch ist allen NS-Opfern gemeinsam, daß ihre rechtliche Stellung im Vergleich zu anderen durch Krieg und Nazi-Diktatur geschädigten Gruppen allenfalls zweitrangig genannt werden kann.

So ist das BEG seit seiner Novellierung 1965 als »Schlußgesetz« konzipiert. Konsequenz: Ab 1969 können keine neuen Anträge mehr gestellt werden. In den Zeiten des Erhardschen »Wir sind wieder wer« sollte damit auch gesetzgeberisch ein Schlußstrich unter deutscher Geschichte gezogen werden: Abteilung Faschismus diesmal.

Aber auch in anderer Hinsicht stellt es die Antragsteller schlechter als Kriegsopfer oder ehemalige Beamte des faschistischen Staates. So werden Zahlungen nach dem BEG auf etwaige Sozialhilfezahlungen angerechnet. Eine übliche Praxis: Hat ein NS-Opfer nach jahrelangem Rechtsstreit seine Forderungen endlich durchgesetzt, dann kassiert das Sozialamt die zugesprochene Summe bei geleisteter Sozialhilfe sogleich wieder ein. Zudem gelten Ausschlußklauseln, die ähnliche Entschädigungsgesetze nicht enthalten. Folglich kann zwar einem antifaschistischen Widerstandskämpfer das Recht auf Entschädigung abgesprochen werden, aber - treiben wir das Beispiel auf die Spitze - ein in Nürnberg als Kriegsverbrecher Verurteilter ist allemal berechtigt, etwa über die Lastenausgleichsregelungen Zahlungen für die von ihm mitverursachten Schäden zu beantragen.

So rangiert nicht nur der deutsche Landser vor dem kämpfenden Antifaschisten, sondern auch der NS-Beamte vor dem NS-Opfer. Denn speziell mit der »131«er Gesetzgebung wurden die Voraussetzungen geschaffen, um ehemaligen SS-Angehörigen, NS-Richtern und sonstigen Helfern der NS-Diktatur Anspruch auf üppige Renten und sonstige Zahlungen zu eröffnen. Von Zeit zu Zeit wird an skandalösen Einzelbeispielen wie der Sonderrente für die Freisler-Witwe dieser Zustand publik.

Für die NS-Opfer ist nicht nur dieses zweierlei Maß bitter. Zu ihrer Leidensgeschichte nach 1945 gehört auch, daß die NS-Täter oftmals erneut über sie richteten oder »gutachteten«.

In Hamburg steht hierfür der Name des Psychiaters Bürger-Prinz. Vor 1945 hatte er darüber entschieden, wer als »unheilbarer Fall« in die »Pflegeanstalten« abgeschoben wurde. Außerdem war er »Gutachter« für das Erbgesundsheitsgericht, das über Zwangssterilisierungen entschied. Nach 1945 war er in vielen der rund 1.200 Wiederaufnahmeverfahren vor dem Amtsgericht erneut »Gutachter«. In ungefähr der Hälfte der Gesamtverfahren wurden die Urteile des Erbesundheitsgerichts für rechtens erklärt und nazistisches Unrecht damit bestätigt.

In anderer Weise steht hierfür auch der Name des Wissenschaftlers Hans Harmsen. 1928 schon äußert er Verständnis für den »Wunsch«, »die Gesamtheit des Volkes von schädlichen Erbmassen zu befreien«. Ab 1933 ist er einer der Hauptbetreiber der Zwangssterilisation. Als »Sozialhygieniker« verteidigt er heute das Zwangssterilisationsgesetz und macht sich für Massensterilisierungen in der Dritten Welt stark.

Ähnlich verläuft die Karriere des Arztes Villinger: Nach 1933 führte er Sterilisierungen in Bethel durch. 1965 plädierte er vor den Abgeordneten des Bundestages gegen die Anerkennung der Zwangssterilisierten als NS-Opfer.

Diese Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Über die personelle Kontinuität hinaus zeigt sie die Kontinuität von Denkweisen und Ideologien in dieser Gesellschaft.

Scheint »Wiedergutmachung« zunächst nur ein Thema zu sein, das Auskunft über den Alltag in deutschen Beamtenstuben gibt, so erweist es sich schnell als ein brisantes Kapitel bundesdeutscher »Geschichtsbewältigung«. Das erklärt auch, warum es trotz des Versuchs, 1969 endgültig einen Schlußstrich zu ziehen, immer wieder zum Diskussionspunkt wird.

Auch die gegenwärtige Auseinandersetzung über die Nichtentschädigung der Flickschen Arbeitssklaven markiert deshalb lediglich die »Spitze des Eisbergs«. Immerhin ist sie begleitet von parlamentarischen Initiativen der Grünen und der SPD, alle Opfer des Faschismus anzuerkennen bzw. den Kreis der anzuerkennenden Opfer zu erweitern. Doch nach über 40 Jahren staatlicher Selbstgefälligkeit und Ignoranz ist die Hoffnung gering, mehr als einen letzten Rest an Schweigegeld für die eine oder andere Opfergruppe zu erreichen. Eine neuerliche Diskussion um die gesellschaftliche Anerkennung aller NS-Opfer und eine finanzielle Absicherung ihres Lebensabends, die ihrem persönlichen Schicksal würdig ist, wird mehr sein müssen als ein bloßer Austausch von Meinungen und Ansichten: Denn gerade an der Behandlung derjenigen, die schon einmal Opfer von Menschenzüchtungsversuchen waren, hat sich die Fortexistenz alter Denkweisen gezeigt. Angesichts neuer biologischer Optimierungskonzepte für den Menschen wie Gentechnologie erweist sich die Fähigkeit, mit dieser Kontinuität des Unrechts zu brechen zugleich als Indikator für das Vermögen, die Nachgeschichte der NS-Verbrechen nicht zu einer neuen Vorgeschichte werden zu lassen.

ROLF SURMANN, Historiker und Publizist, lebt in Hamburg. Er ist Mitglied der Hamburger Initiative »Anerkennung aller Opfer«, die zu Jahresbeginn eine Broschüre zu dem Thema »Wiedergutgemacht? - NS-Opfer- Opfer der Gesellschaft noch heute« herausgegeben hat. Die Broschüre, 64 Seiten stark, kann zum Preise von fünf DM bezogen worden bei der GAL Hamburg, Barteisstraße 30, 2000 Hamburg 6.

Konkret 03/86, S. 20

Sabine Rosenbladt

Mitschwester Blutige Brygida
Frauen. Frauengeschichte. Frauen im 3. Reich. Ein Beispiel

Überraschend für alle war, daß durch den Prozeß plötzlich dokumentiert wurde, zu welch brutalen Grausamkeiten auch Frauen in der Lage sind... Es gab da tatsächlich keinen Unterschied.

Dieter Ambach, Staatsanwalt im Majdanek-Prozeß, 1982

Die Nazi-Ideologie war frauenfeindlich Sie propagierte die mutterkreuzgarnierte Zuchtkuh, schmiß die Frauen aus dem Parlament und trieb sie zuerst zurück in Heim und Küche, später dann in die Munitionsfabriken und Flakunterstände. Die für Rassenwahn, Krieg und Völkermord verantwortlichen Nazi-Führer waren Männer, auf der Anklagebank in Nürnberg saß keine einzige Frau.

Damit war die deutsche Frauenbewegung nach 1945 aus dem Schneider. Wir hatten eigentlich nichts aufzuarbeiten, unsere Mütter waren vorwiegend Opfer, die Täter Männer.

Die Vergangenheit ist aber nicht ganz so vergangen, wie das manche gerne hätten. Am 21. November 1985 erstand sie zum Beispiel im Museum für Hamburgische Geschichte wieder auf, in einer Frauenringvorlesung zur Ausstellung »Frauen und Frauenbewegung in der Geschichte Hamburgs«. Frauen wollten an diesem Abend dem Vortrag der Dr. Ruth Kellermann zum Thema »Frauenarbeit im 19. Jahrhundert« lauschen.

Sie wurden daran gehindert. Denn Mitglieder der »Rom und Cinti Union« (RCU) und des »Jüdischen Kulturforums« sprengten die Veranstaltung, indem sie ein Flugblatt verteilten mit Hinweisen, wer Frau Dr. Ruth Kellermann, geborene Hesse, eigentlich ist: Rasseforscherin, Mitarbeiterin des berüchtigten Prof. Dr. Dr. Robert Ritter in der »Rassenhygienischen Forschungsstelle« des Reichsgesundheitsamtes, die 1940 ins Reichssicherheitshauptamt eingegliedert wurde, »Zigeunerspezialistin« und als solche bemüht, im Reichsgebiet lebende Zigeuner aufzuspüren, Genealogien der Familien anzulegen und danach ihre Forschungsobjekte zu klassifizieren in »Vollzigeuner« oder »Zigeunermischlinge mit überwiegend deutschem/zigeunerischem Blutsanteil«. Diese Arbeiten bildeten die Grundlage für die Vernichtung von rund 500.000 Zigeunern im Dritten Reich.

Anwesend an diesem Abend war auch die Cinta Giovanna Steinbach, die sich erinnerte, als 14jährige von Frau Dr. Kellermann während einer »Befragung« geohrfeigt worden zu sein. Ihre »Rache« für ihre ermordeten Familienangehörigen bestand darin, Frau Dr. Kellermann ins Gesicht zu spucken.

Es ist sicher ein Schock, damit konfrontiert zu werden, daß man monatelang mit einer Handlangerin von Mördern zusammengearbeitet hatte. Aber daß »frau« die Geschmacklosigkeit besaß, den aufgebrachten Roma, Cinti und Juden »unpassende Verkehrsformen« vorzuwerfen, die Leiterin der Veranstaltung, Frau Prof. Dr. Marli Hilger, es tatsächlich fertigbrachte, sich mit Dr. Ruth Kellermann in ein Hinterzimmer des Museums zurückzuziehen, um sie anzuhören, ist mit »Schock« nicht zu erklären.

Die »Entschuldigung«, die Äußerung der »Betroffenheit«, die die Veranstalterinnen nach etlichem Zögern zustandebrachten, glich eher einer Rechtfertigung nach dem Motto »Wir konnten doch nicht wissen ... «

Natürlich, niemand hat jemals was gewußt. Auch Frau Dr. Kellermann nicht. In einem Interview mit der SFB-Reporterin Regina Leßner erzählte sie 1985: »Nun muß ich sagen, diese KZ's. Ich war in Ravensbrück, habe die Frauen da mir vorgenommen. Ich besinn mich noch sehr deutlich, das muß 40 gewesen sein, 40/41... Und dann ging ich mit ihm (dem Lagerleiter d.A.) durch das Lager und fragte so ganz harmlos, also was man sich so unterhält: Haben Sie denn hier hohe Todes.... oder wie ist die Sterblichkeit hier, nicht? Also von der Statistik her interessierte mich das natürlich, so etwas. Und da sagt er zu mir, und ich hab ihn völlig verwundert angesehen: Mein Gott, ich kann da ja auch nichts machen... Also der hatte das Gefühl, ich fragte ihn: Wieso hast du hier keine höheren Zahlen zu melden? ... Aber diese Sperre, diese Mitteilungssperre, diese Zensur war so groß. Wir haben's nicht gewußt.«

Ach die »Blutige Brygida« alias Hildegard Lächert, KZ-Aufseherin in Majdanek, die Häftlinge getreten und zu Tode gepeitscht, Kinder für die Gaskammer ausgewählt, ihren Schäferhund auf eine schwangere Jüdin gehetzt und Frauen in Latrinen ertränkt hatte, versicherte dem kanadischen Fernsehen, daß sie »kein schlechtes Gewissen« habe.

Wo sollten sie es auch herhaben, diese Frauen? Frauen sind unterdrückt, Frauen sind abhängig, Frauen sind deshalb auch nicht verantwortlich zu machen. Ein Leserbrief in der »taz« von »Anne, Hamburg«: »Eike Geisel, du prangerst in Deinem Artikel die allgemeine Ausländerfeindlichkeit der Deutschen, nicht nur der normal-dumpfen Spießbürger, sondern gerade auch der linken und alternativen Szene an. Deine guten Absichten in Ehren, aber laß bitte die Frauenbewegung aus dem

Spiel. « Dann erläutert Anne, daß sie türkische Männer nicht aus rassistischen, sondern aus feministischen Gründen ablehnt...

Weil ich gerne mehr über NS-Täterinnen wissen wollte, über Ilse Koch, die »Kommandeuse von Buchenwald«, über die KZ-Aufseherinnen in Majdanek, Auschwitz, Ravensbrück etc., schlug ich nach in dem Buch »Mutterkreuz und Arbeitsbuch - Zur Geschichte der Frauen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus«, herausgegeben 1981 von der »Frauengruppe Faschismusforschung« an der FU Berlin. Und siehe da, ich fand - nichts. Ilse Koch, die Blutige Brygida, Hermine Ryan-Braunsteiner, in Majdanek genannt »die Stute« - sie alle kommen in der »Geschichte der Frauen« nicht vor.

Immerhin erfuhr ich aus dem Buch, daß die NS-Frauenschaft schon 1936 über zwei Millionen Mitglieder hatte, »was zu einem vorübergehenden Aufnahmestopp führte, um den Elitecharakter nicht zu gefährden,« und daß 1941 »jede fünfte Frau allein durch die Organisation der NS-Frauenschaft/Deutsches Frauenwerk erfaßt wird.« Rechnet man dann noch die Zwangsmitgliedschaft deutscher Mädchen ab 1936 im BDM (also ab Jahrgang 1926) mit, dann ergibt sich eine durchaus gründliche Nazifizierung der weiblichen Bevölkerung der Deutschen.

Und die kann gar nicht spurlos an uns vorübergegangen sein. Ich will den Teilnehmerinnen der Frauenringvorlesung nicht vorwerfen, daß sie sich *be*wußt mit ihrer Müttergeneration identifizieren. Aber unbewußt ist mindestens genauso schlimm. Dieser Verdacht legt nahe, daß eben *keine* Veranstaltung mit den Opfern von Ruth Kellermann eingeschoben wurde (zwar durfte die RCU im Museum einen Abend lang über ihre Verfolgung berichten, aber Frau Prof. Dr. Marli Hilger wurde an diesem Abend nicht gesehen; nach ihrer Auskunft ist auch ein vereinbartes Treffen mit der RCU »irgendwie geplatzt« - was bedeutet, daß sie an diesem Treffen nicht teilnahm, es kamen dazu nur drei Frauen). Stattdessen erfuhr RCU-Vorsitzender Rudko Kawcynski, daß sich einige Frauen noch mehrfach mit Ruth Kellermann trafen, um »etwas über ihre Beweggründe zu erfahren«.

So muß diese Frau es denn auch in keiner Weise für bedenklich gehalten haben, gegen ihre Opfer von damals gerichtlich vorzugehen, um ihnen beispielsweise die Behauptung untersagen zu lassen, sie habe »Rassenkunde« studiert (in feineren Kreisen heißt das nämlich Anthropologie). Zum Glück erteilte ihr die Landgerichtskammer unter dem Vorsitzenden Richter Harald Ficus eine herbe Abfuhr, die es der RCU praktisch ermöglicht, Ruth Kellermann weiterhin als die Schreibtischtäterin zu bezeichnen, die sie war.

Aber - was für eine Situation! Vor dem Richtertisch eine straffe ältere Dame im eleganten Schneiderkostüm, wohnhaft in einem vornehmen Hamburger Stadtteil. Im Zuschauerraum Roma und Cinti, die ihre Familie im KZ verloren haben, die sterilisiert sind, gesundheitlich und psychisch zerrüttet, Sozialhilfeempfängerinnen, zumeist wohnhaft in Obdachlosenasylen. Und dann ein Anwalt, der in teilweise unverschämtem Ton drei Stunden lang Haarspaltereien betreibt: Seine Mandantin habe nicht »Hamburger Zigeuner erfaßt«, sondern »Abstammungsfragen« geklärt sowie »Sitten und Gebräuche in Erfahrung« gebracht, da »seinerzeit im Reichsinnenministerium die Absicht bestand, in den eroberten Ostgebieten die Zigeuner in einem eigenen Zigeuner-Reich seßhaft zu machen«.

Hitlerdeutschland als Retter bedrohter Völker - geradezu rührend. Dr. Adolf Würth, Kollege von Frau Dr. Kellermann in der Rassehygienischen Forschungsstelle, bemerkte dazu in der Zeitschrift »Der öffentliche Gesundheitsdienst« vom 5.4.1939: »Die Zigeunerfrage ist in erster Linie eine Rassenfrage. ... Unsere erste Aufgabe war und ist die Erfassung aller Personen und Familien, die in irgendeinem Sinn als Zigeuner gelten... Das Endziel ist die Scheidung. Hierin besteht die eigentliche erb- und rassenpflegerische Aufgabe zum Schutze des deutschen Blutes... So wie der nationalsozialistische Staat die Judenfrage gelöst hat, so wird er auch die Zigeunerfrage grundsätzlich regeln.« In der Tat. Ruth Kellermann im SFB-Interview: »Ich konnte mir zum Beispiel Assistentinnen aus Berlin kommen lassen. Mit denen ich dann nachher im Luftschutzkeller gesessen und gearbeitet habe. Und bei uns kam dann also eben doch dieser Auftrag mit hinein, was jetzt also sehr interessant wurde, für die politischen Verhältnisse, zu sagen, wer ist reiner Zigeuner und wer gemischt ... (Wir) hatten dadurch auch immer die Polizei zu unserer Verfügung, wir brauchten also nur zu sagen ... «

Aussage des ehemaligen Kripobeamten Junge im 1984 nach Aktenvorlagen der RCU eingeleiteten Ermittlungsverfahren gegen Ruth Kellermann, zitiert in einem Schriftsatz des RCU-Anwalts Wellinghausen: »In diesem Zusammenhang lernte ich auch die damalige Fräulein Hesse, die jetzige Frau Dr. Kellermann kennen. Sie war eine Art Außenstelle der Rassebiologischen Forschungsstelle in Hamburg. Sie führte ihrerseits in unserer Dienststelle Befragungen und Untersuchungen für das Reichsgesundheitsamt durch. Die von Frau Dr. Kellermann vorgenommenen Befragungen waren sehr häufig und umfangreich bis zum Abtransport (in die KZ's d.A.) am 20. Mai 1940, aber auch danach erfolgten derartige Befragungen in zahlreichen Fällen. Ich habe... mitbekommen, daß sie bei den Vernehmungen recht rabiat vorgehen mußte, weil ihr die Zigeuner mitunter erhebliche Schwierigkeiten bereiteten.«

»Und eine Geschichte, am Rande erzählt, die mir also schrecklich leid getan hat,« berichtet Frau Dr. Kellermann der Journalistin Regina Leßner, »ich hatte also auch einen der Zigeuner der Lalleries, dieser Geschwisterreihe. Den hatte ich

also da und er log und er hatte nie Geschwister gehabt. Also man kam einfach nicht mit ihm weiter. Und ich war aus Hamburg nach Berlin gefahren und war ein bißchen unter Zeitdruck und sagte: Jetzt komm, geh mal hier in diese Nebenkammer, da kannst du mal eine Weile überlegen, ob du mich weiter belügen willst. Ich saß im Zimmer der Fotografin. Und ich nehm mir jemand anders vor und geh rein und hol ihn raus, und dieser Gali, ja Gali hieß er, kam kreidebleich und schlotternd raus. Sagte alles. (Im Nebenzimmer) standen, woran ich überhaupt nicht gedacht hatte, lauter Totenschädel. Die Fotografin sollte die durchfotografieren. Ich hab Anthropologie studiert, also mir ist der Umgang mit Schädeln durchaus geläufig, nicht? Ich hab's nicht absichtlich getan. «

Eine herzige alte Dame, nicht? Übrigens: Die Nachforschungen von Rudko Kawcynski und der RCU haben ergeben, daß »Rassen-Ritters« Mitarbeiterinnen hauptsächlich Frauen waren, rund 15 arbeiteten in seinem Institut. Nur zwei Kollegen waren Männer. Womit wir wieder beim Thema wären.

»Die Zukunft der Frauenarbeit - was können wir aus der Geschichte lernen?« hieß die Abschlußveranstaltung der Frauenringvorlesung am 7. Februar. Nun, Frau Prof. Dr. Marli Hilger hat aus der Geschichte offenbar gar nichts gelernt: Sie erwähnte Ruth Kellermann in ihren einleitenden Sätzen mit keinem Wort. Eine Jungakademikerin hat aus dem »unglückseligen Vorfall« gelernt, daß die Veranstaltung auf einem »unausgereiften Emanzipationsbegriff« beruhte; daß es auch im Fall Kellermann »genügt hat, daß sie eine Frau ist und zu Frauenthemen gearbeitet hat«.

Eine andere meinte, es läge eher am »falschen Wissenschaftsbegriff«: »Also wieso kann eine Frau sich mit einem solchen Wissenschaftsbegriff so bei uns einbringen?« »Das hat,« fuhr sie fort, »wohl mit unseren 'schwesterlichen Gefühlen' zu tun. Diese Schwesterlichkeit kann man so wohl nicht aufrechterhalten. «

Vor allem dann nicht, wenn »frau« mit aller Deutlichkeit auf die Beschaffenheit einer dieser Mitschwestern aufmerksam gemacht worden ist. Nach einer solchen Information wäre es schön gewesen, die Schwesterlichkeit Zumindest ansatzweise auf jene Schwestern auszudehnen, die sich normalerweise nicht in Frauenringvorlesungen zu artikulieren pflegen: Die Roma- und Cinti-Frauen. Denn denen geht es dreckig. Frau Dr. Ruth Kellermann dagegen lädt den »Arbeitskreis Kultur« zum 20. März ins Blankeneser Fischerhaus ein. Dort hält sie einen Vortrag mit dem Titel »Von arbeitenden Meisterfrauen und -witwen sowie anderen Frauentätigkeiten im vorigen Jahrhundert.«

Konkret 03/86, S. 24

Rolf Gössner

Gesetzesextremismus oder: Die Legalisierung der Geheim-Polizei

Die christliberale Koalition vollendet jetzt, was die sozialliberale schon Mitte der siebziger Jahre auf den Weg gebracht hatte: neue Gesetzesvorlagen zur Staatssicherheit. Die bisherigen Verschlußsachen werden die Öffentlichkeit in der BRD verändern.

Eine Flut neuer Gesetzesvorlagen der Regierungskoalition zur Staatsicherheit beginnt allmählich, die Öffentlichkeit zu beunruhigen. Datenschützer äußern erhebliche Bedenken, Verfassungsrechtler sprechen von »Ermächtigungsgesetzen« und ziehen Parallelen zur Notstandsgesetzgebung der sechziger Jahre, die »Grünen« erwägen den »Gang nach Karlsruhe«, der Deutsche Richterbund hält die Entwicklung für »gefährlich und verhängnisvoll«, die Richter und Staatsanwälte in der Gewerkschaft ÖTV befürchten einen »Überwachungsstaat Orwellscher Dimension«, ja selbst die »Gewerkschaft der Polizei« redet von »Mißbrauch«.

Dabei sollen die Gesetzesvorhaben doch eigentlich, folgt man den Worten des CSU-Bundesinnenministers Friedrich Zimmermann, der »Sicherheit und Freiheit des Bürgers« dienen und dem »Datenschutz« mit den »bürgerfreundlichsten Regelungen«, die es je auf deutschem Boden gab, endlich zum Durchbruch verhelfen.

Doch über viele Monate hinweg, teilweise ein ganzes Jahr, wurden die »bürgerfreundlichen« Entwürfe vor dem Bürger versteckt, um nicht zu sagen: vermummt, unter dem Geheimhaltungssiegel »VS (Verschlußsache) - Nur für den Dienstgebrauch«.

Erst langsam und tröpfchenweise sickern seit geraumer Zeit Einzelheiten in die breitere Öffentlichkeit, Details, die es allzu verständlich machen, weshalb die sicherheitsextremistischen Geheimzirkel der Regierungskoalition das Licht der Öffentlichkeit scheuen.

Was wurde da im Namen der Sicherheit und Freiheit zusammengebraut? Ein ganzes Dutzend von Gesetzes(änderungs)entwürfen, fein aufeinander abgestimmt, verschnürt zu einem explosiven »Sicherheitspaket«, soll nun Stück für Stück und in aller Eile dem von der Exekutive lange Zeit ahnungslos gehaltenen Parlament zugeführt werden.

Im einzelnen handelt es sich um den Entwurf eines neuen Bundesverfassungsschutzgesetzes, eines MAD-Gesetzes, eines sog. Zusammenarbeitsgesetzes (ZAG, zur Regelung der informationellen Zusammenarbeit zwischen den Sicherheitsbehörden) und des Gesetzes zum maschinenlesbaren Personalausweis; desweiteren um die Novellen zum Straßenverkehrsgesetz (um den Sicherheitsbehörden den direkten Zugriff auf die Daten des Verkehrszentralregisters ZEVIS zu verschaffen), zum Bundesdatenschutzgesetz, und zur Strafprozeßordnung sowie um den Vorentwurf zur Änderung des »Musterentwurfs für einheitliche Polizeigesetze« und nicht zuletzt um das neue Volkszählungsgesetz. Weitere Entwürfe zum BKA-, Bundesgrenzschutz- und BND-Gesetz sind in Arbeit.

Diese vielfältig ineinander verfügten Gesetzesvorhaben zeichnen sich dadurch aus, daß sie die Legalisierung wesentlich erweiterter präventiver Staatsbefugnisse zur Informationserhebung und zum fast ungehemmten Datenaustausch zwischen den Sicherheitsorganen - weit im Vorfeld des Verdachts und konkreter Gefahren-vorsehen.

Makabererweise erfolgt dieser Schub von Legalisierungen just im Zuge der Umsetzung des vom Bundesverfassungsgericht 1983 verfaßten »Volkszählungsurteils«, das das »informationelle Selbstbestimmungsrecht« des Bürgers sowie die »informationelle Gewaltenteilung« proklamierte und damit die präventive staatliche Datengier, in die verfassungsmäßigen Schranken zu verweisen schien. Verständlicherweise wurde dieses richtungsweisende Urteil, das ohne die vorausgehende breite Protest- und Boykottbewegung gegen die Volkszählung so nicht denkbar ist, in der Bevölkerung weitgehend begrüßt, teilweise sogar bejubelt. Vorschnell, wie sich zeigt.

Das Bundesverfassungsgericht forderte die Exekutive und den Gesetzgeber dringlich auf, die bisherige Datenpraxis im inneren Sicherheitsbereich kritisch zu überprüfen und für staatliche Dateneingriffe in das - nicht schrankenlos geltende - »informationelle Selbstbestimmungsrecht« die bislang fehlenden Ermächtigungsgrundlagen zu schaffen.

Nach dem ersten Schock, nach anfänglichem Jammern und Stöhnen der Funktionsträger staatlicher Ordnungsgewalt über so viel »sicherheitshemmende« Rechtsstaatlichkeit, hat man die Gunst der Stunde genutzt, um die bisher im rechtsfreien Raum oder contra legem entwickelte Daten-Praxis mitsamt den zahllosen Skandalen nicht etwa einschränken oder verbieten, sondern ausweiten und legalisieren zu lassen. In der Begründung zum »Vorentwurf zur Änderung des Musterentwurfs für einheitliche Polizeigesetze« wird dieses Bemühen so ausgedrückt: »Alle vorgesehenen Regelungen laufen (...) im Prinzip auf eine präzisere gesetzliche Fixierung des 'Ist-Zustandes' hinaus.«

Die Wiedervereinigung von Polizei und Geheimdiensten

Um der Qualität und Dimension dieses »Ist-Zustandes«, der da legalisiert werden soll, auf die Spur zu kommen, bedarf es einer kurzen Rückblende: Aufgrund der mörderischen Erfahrungen mit der faschistischen GeStaPo, der Geheimen

Staatspolizei im Nationalsozialismus, sollte nach 1949 in der Bundesrepublik eine solche Polizei unmöglich gemacht werden. Polizei und Geheimdienste sollten also - auf Veranlassung der Alliierten - konsequent entflochten, und zwischen beiden Apparaten und Funktionen sollte eine strikte Trennung vollzogen werden, um eine neue undemokratische Machtkonzentration zu verhindern. Dieses Trennungsgebot wurde verfassungsmäßig verankert; den Geheimdiensten stehen keine polizeilichen (vollziehenden) Befugnisse zu, die Polizei darf entsprechend keine nachrichtendienstlichen Mittel und Methoden anwenden. Das Auftreten der Polizei sollte grundsätzlich offen, berechenbar und kontrollierbar sein.

Doch der ursprünglichen Absage an den totalen Staat folgte die allmähliche und konsequente Etablierung einer neuen, verfassungswidrigen Geheim-Polizei in der Praxis, die schrittweise Wiedervereinigung von Polizei und Geheimdiensten auf der Basis moderner elektronischer Informationstechnologien.

Alarmierende Ansätze zu einer geheimen Sonderpolizei zeichneten sich bereits Ende der sechziger Jahre ab und wurden im Laufe der siebziger Jahre weiterentwickelt, also in einer Zeit, in der der Polizeiapparat und die anderen Staatsschutzorgane gleichzeitig einen in der Geschichte beispiellosen personellen, finanziellen und technologischen Ausbau erlebten, der im Windschatten des »Terrorismus« von der damaligen sozialliberalen Regierungskoalition vollzogen wurde.

Zur klassisch repressiven Polizeiaufgabe der Strafverfolgung und zur konkreten Gefahrenabwehr gesellte sich ein neues und uferlos weites polizeiliches Betätigungsfeld ohne gesetzliche Grundlagen: nämlich die nicht an eine konkrete Gefahr gebundene »vorbeugende Verbrechensbekämpfung« und die »Gefahrenvorsorge«, die letztlich eine polizeiliche Allzuständigkeit begründen. Den Bürger als potentielles Sicherheitsrisiko im Visier, wurden Strategien der »Verdachtsgewinnung« und »Verdachtsverdichtung« entwickelt, die sich auf die neuen geheimpolizeilichen Mittel und Methoden der Informationsbeschaffung weit im Vorfeld des Verdachts stützen konnten - jenseits der Verfassung und rechtlicher Ermächtigungsgrundlagen.

Die Begriffe »operative Fahndung« beziehungsweise »verdeckte Ermittlungen« entwickelten sich zu Zauberformeln, die jedes Kriminalistenherz höher schlagen ließen: nicht mehr nur reagieren, sondern agieren; nicht wie bisher abwarten, bis Strafanzeigen auf den Tisch des Polizeihauses flattern, sondern aktiv in die kriminellen, sozial und politisch verdächtigen Szenen eintauchen, sie konspirativ durchdringen, mitmischen, provozieren, um Informationen zu beschaffen oder überhaupt erst zu produzieren.

V-Leute der Polizei, Untergrundagenten und Agents Provocateurs mauserten sich zu gefragten, hochbezahlten und -geschätzten Top-Dunkelmännern, die zwar schon früher vereinzelt milieugerecht eingesetzt wurden, nach der neuen Konzeption jedoch systematisch Verwendung finden sollten. »Selbstverständlich« aber verfassungswidrig-geheimdienstlich geschult und mit nachrichtendienstlichen Mitteln ausgestattet: Observationen und Telefonüberwachungen im großen Stil und Ausmaß unter Verwendung optischer und akustischer Hilfsmittel; Vertrauens- und Scheinkäufe, falsche Legenden, Tarnnamen und Tarnpapiere, konspirative Wohnungen und Scheinfirmen - das Arsenal der Under-Cover-Agenten. Das bedeutet: nicht mehr nur polizeiliche Beobachtung und Kontrolle, sondern auch die polizeiliche Steuerung sozialer Gruppen und Prozesse per Infiltration und Provokation. Gerechtfertigt werden solche Methoden mit der Notwendigkeit, die angeblich wachsende »organisierte Kriminalität« und den »politischen Extremismus« wirksam und mit adäquaten Mitteln zu bekämpfen. Daß diese Entwicklung wieder - wie bereits bei den Maßnahmen zur »Terrorismusbekämpfung« - über die eigentliche offizielle Legitimierungsbasis hinaus schießt und Breitenwirksamkeit entfaltet, zeigt ihre Realisierung etwa im Zusammenhang von politischen Demonstrationen und sozialen Aktionen, wo immer häufiger und umfassender geheimpolizeiliche Elemente eingesetzt werden.

Die Normierung des Verfassungsbruchs

Zurück zur Zukunft, die also schon längst begonnen hat: Die Verrechtlichung des »Ist-Zustandes« ist den regierungsamtlichen Sicherheitsexperten perfekt gelungen. So ist z. B. im »Vorentwurf zur Änderung des Musterentwurfes für einheitliche Polizeigesetze« u. a. vorgesehen, daß die Polizei personenbezogene Daten auch über sog. »andere Personen« - also über vollkommen Unverdächtige - erheben darf, und zwar durch »längerfristige Observation«, durch »verdeckten Einsatz von technischen Mitteln« (das sind nachrichtendienstliche Mittel, wie z. B. akustische und optische Geräte, Wanzen), durch »Einsatz von Polizeivollzugsbeamten unter einer Legende« (= Untergrundagenten, under-cover-agents) und durch »längerfristigen, planvollen Einsatz von V-Personen«. Auch aus Wohnungen dürfen hiernach unter bestimmten Voraussetzungen »personenbezogene Daten mit technischen Hilfsmitteln« erhoben werden - der legalisierte Lausch- und Spähangriff.

Im Rahmen von »öffentlichen Veranstaltungen, Ansammlungen und Versammlungen« sollen weitgehende und systematische Informationserhebungen - wie z. B. Videoüberwachung oder Tonaufnahmen - bereits im Vorfeld einer konkreten Gefahr legalisiert werden. Das bedeutet, daß der Polizei die legale Möglichkeit eröffnet würde, jede Zusammenkunft von mehr als drei Personen in der Öffentlichkeit zu erfassen und personenbezogene Daten über die Beteiligten zu speichern. Alleinige Voraussetzung: »tatsächliche Anhaltspunkte« müssen »die Annahme rechtfertigen, daß

Gefahren für die öffentliche Sicherheit und Ordnung entstehen«. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich bei den Erfaßten um sog. Störer oder Nichtstörer handelt - jeder Teilnehmer kann zum Erfassungsobjekt werden. Wie hieß es noch im »Volkszählungsurteil« des Bundesverfassungsgerichts von 1983? »Wer damit rechnet, daß etwa die Teilnahme an einer Versammlung oder einer Bürgerinitiative behördlich registriert wird und daß ihm dadurch Risiken entstehen können, wird möglicherweise auf eine Ausübung seiner entsprechenden Grundrechte verzichten. Dies würde nicht nur die individuellen Entfaltungschancen des einzelnen beeinträchtigen, sondern auch das Gemeinwohl.«

Auf der einen Seite sollen die Polizeigesetze also in Zukunft geheim- bzw. nachrichtendienstliche Mittel und Methoden zur Informationsbeschaffung für die Polizei legalisieren, die ihr bisher verfassungsrechtlich versagt sind; ergänzendes Gegenstück zu diesen Geheim-Methoden verkörpert der geplante computerlesbare Personalausweis, mit dessen Hilfe es den Sicherheitsorganen ermöglicht werden wird, zu jeder Zeit, an jeder beliebigen Stelle und in Sekundenschnelle über elektronische Lesegeräte die Daten eines jeden - auch nicht verdächtigen - Bürgers aus den Computer-Daten abzurufen, zu speichern und abzugleichen. Dieser Ausweis wird sich letztlich - u. a. in Verbindung mit der geplanten Schleppnetzfahndung in der Novelle zur Strafprozeßordnung, aber auch in Zusammenhang mit dem frisch verschärften Demonstrationsrecht - als Schlüssel zum Daten- und Überwachungsstaat erweisen, mit dessen Einführung offenbar eine Rationalisierung der sozialen und politischen Massenüberwachung angestrebt wird - parallel zur Rationalisierung der Wirtschaft und der Gesamtgesellschaft.

Auf der anderen Seite soll die Polizei durch das »Zusammenarbeitsgesetz« (ZAG) künftig verpflichtet werden, personenbezogene Daten, die sie auf präventiven oder repressiven Wegen - also auch etwa per Verkehrskontrolle, Hausdurchsuchung oder Beschlagnahme - erlangt, an die Geheimdienste weiterzureichen - wodurch den Geheimdiensten, denen ja keine exekutiven Vollmachten zustehen, auf elektronischem Wege ein polizeilicher, also vollziehender Arm erwachsen würde.

Die einzige Konsequenz, die also bisher von Regierungskoalition und Innenministerkonferenz aus dem »Volkszählungsurteil« gezogen wurde, ist die Schaffung gesetzlicher Ermächtigungsgrundlagen, die dazu genutzt werden, die inhaltliche Substanz, das »informationelle Selbstbestimmungsrecht« wegzunormieren und die »informationelle Gewaltenteilung« ins Gegenteil zu verkehren: in einen umfassenden elektronischen Gewaltenverbund, dem sich niemand wird entziehen können.

Zur Rolle von FDP und SPD

Wo liegt nun die politische Verantwortung für diese Vorhaben und ihre Hintergründe? Ist das die »Wende« im Staatssicherheitsbereich?

Die Position der regierenden CDU/CSU scheint einigermaßen klar: »Datenschutz ist Täterschutz«. Doch was macht der »liberale Hüter des Rechtsstaates«, die auch regierende FDP? Außer ihrem »liberalen Gewissen« in Gestalt von Gerhart Baum und Burghard Hirsch schlägt da bisher wenig. Schon gar nicht Alarm. Schlagzeilen wie »FDP will noch mal nachdenken« (FR) illustrieren ihr jämmerliches Taktieren. An die Substanz der Entwürfe hat die FDP bisher nicht gerührt. Stattdessen treibt ihr sonst so bedächtiger Bundesjustizminister H. Engelhard zur Eile, damit das Gesetzespaket möglichst bis zum Sommer ohne wesentliche Abstriche vom Parlament verabschiedet werden könne.

Die SPD kritisiert zwar insbesondere die Eile, geht aber auch an die Substanz, was allerdings zu gewissen - SPD-obligaten - Widersprüchlichkeiten führen muß. Einerseits spricht ihr Sicherheitsexperte Alfred Einmerlich von einem »Stück aus dem Tollhaus«. Doch daß dieses »Stück« schon längst aufgeführt wird und just - federführend - in einem SPD-regierten Bundesland, nämlich in Hamburg, verschweigt er wohlweislich. In Hamburg werden schon seit über einem Jahrzehnt getarnte Polizeiagenten in den Untergrund und in politische Gruppierungen eingeschleust. Als erstes Bundesland schrieb Hamburg bereits 1983 geheimpolizeiliche Methoden in geheimen Richtlinien fest und versucht sich gegenwärtig an einer umfassenden Legalisierung im »Sicherheits- und Ordnungsgesetz« (SOG). Im Dezember 1985 wurde ein Entwurf bekannt, der den Bundesentwürfen kaum nachsteht.

Doch auch das sozialdemokratische Bremen steht nicht gerade abseits in dieser Entwicklung; vor nicht allzu langer Zeit konnte hier ein Polizeiagent enttarnt werden, der zwei Jahre lang in Gruppen der Friedensbewegung eingeschleust war. Der hierfür verantwortliche Innensenator Kröning (SPD) empfindet sich selbst als engagiertes Mitglied eben dieser Friedensbewegung.

Um die heutige widersprüchliche Rolle der SPD besser verstehen zu können, ist es notwendig, sozialdemokratische und sozialliberale Sicherheitspolitik der Verdrängung zu entreißen. Denn die bundesdeutsche Staatsschutzgeschichte beginnt nicht erst mit Friedrich Zimmermann. Erinnert sei an die Entwicklung einer neuen Geheim-Polizei in den siebziger Jahren, an die sozialdemokratische Federführung in Sachen Berufsverbote, die das innenpolitische Klima nachhaltig prägten; desweiteren an die gefährlichen Einschränkungen bürgerlicher Freiheitsrechte im Zuge der sogenannten Anti-Terror-Gesetzgebung, sowie an die Ausweitung präventiver Polizeibefugnisse durch das Razziengesetz und die neuen

Polizeigesetze. Auch die Entwicklung des elektronischen Überwachungsnetzes zu einer Art Frühwarnsystem, das einmalig ist auf der ganzen Welt und das weitgehend den Präventionsphantasien eines Sozialdemokraten - des Ex-BKA-Präsidenten Horst Herold - entspringt, gehen ebenso auf sozialliberales Konto, wie das ursprüngliche Volkszählungsgesetz und der erste Gesetzentwurf zur Einführung des computerlesbaren Personalausweises, den die SPD nun - von der Oppositionsbank aus - bekämpft.

Die sicherheitspolitische Wende hat längst stattgefunden - bereits in der sozial-liberalen Ära. Damals wurden die entscheidenden Grundlagen geschaffen, die heute zur Legalisierung anstehen und damit eine neue Qualität erlangen.

Was tun?

Gemessen an der Schwere der geplanten Gesetzeseingriffe, gemessen an den Konsequenzen für den sozialen Alltag und die politische Kultur, müßte eigentlich ein Schrei der Entrüstung anheben und nicht mehr verstummen, bis die letzten Reste dieser sicherheitsextremistischen Ermächtigungsgesetze auf dem Müll der Geschichte gelandet sind. Es steht wesentlich mehr auf dem Spiel, als etwa beim Volkszählungsvorhaben des Jahres 1983.

Nur organisierter Widerstand auf allen Ebenen wird hier etwas ausrichten können. Die Boykottbewegung gegen die Volkszählung war ein Anfang, in diesem Bereich Massenwirksamkeit zu entfalten, um das Datenbewußtsein der Bürger zu schärfen, die Wachsamkeit gegenüber den immanenten Gefahren unkontrollierter Informationstechnologien und Machtapparate wie Polizei und Geheimdienste zu erhöhen sowie die Gläubigkeit gegenüber staatlichen Autoritäten zu erschüttern. Hieran gilt es anzuknüpfen.

Konkret 03/86, S. 28

Karl-Heinz Hansen

Schwerelose Sachlichkeit

Sozialdemokrat Klose hat einen Nicaragua-Reisebericht vorgelegt - gegen »zuviel Idealismus bei uns«. Karl-Heinz Hansen hält sich lieber an die Fakten

Auf breitem Band verkabeln die Sozialdemokraten ihre Meinungen zu Mittelamerika: Vom Rechts-Professor Kriele (Aufruf, die Contra zu unterstützen) über den Vorständler Wischnewski (dem Zugriff des Kommunismus entreißen) bis zum Theologie-Professor Greinacher (Sympathie mit einigen Vorbehalten).

Irgendwo dazwischen hat jetzt auch das SPD-MdB Hans-Ulrich Klose seine »Erkenntnisse« eingespeichert. Gewonnen hat er sie auf einer fünfzehntätigen Reise in die USA, nach EI Salvador, Honduras und Nicaragua. Von der Einsicht geleitet, daß es »bei uns zu viel Idealismus gibt«, hat der SPD-beauftragte »Koordinator für Menschenrechte« versucht, seine »ursprünglichen Sympathien für die Sandinisten zu unterdrücken«. Das ist ihm gelungen. Ob seine Auftakt-Gespräche mit Vertretern der US-Regierung dafür hilfreich waren, bleibt sein Geheimnis.

Ungewiß auch, ob sein veröffentlichter Reisebericht mehr vom professionell verengten Blickfeld des Ex-Staatsanwalts oder mehr vom widersprüchlichen »Weitblick« der SPD-Diplomatie gegenüber revolutionären Befreiungsbewegungen geprägt, also getrübt wurde. Schwerelose »Sachlichkeit« endet schlechterdings mit Verlusten an Klarheit und Wahrheit und schließlich an Politik.

Klose zu El Salvador (9.12.85): »Es herrscht weiterhin Bürgerkrieg. Beide Seiten verletzen die Menschenrechte... die Armee durch *Flächenbombardierungen...* die Guerilla durch *terroristische* Aktivitäten.«

Als ob die Aktivitäten der Guerilla in Lateinamerika und anderswo nicht eine (verspätete) Antwort der Opfer auf jahrhundertlange Ausbeutung und Unterdrückung, auf Hunger und Tod, erst durch den europäischen Kolonialismus und dann bis heute durch den US-Imperialismus (Flächenbombardierungen eingeschlossen) wären.

Zu den Akten, Herr Staatsanwalt: Seit 1776 (Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten) gab es 1.200 meist bewaffnete Interventionen der USA in Lateinamerika.

Zur politischen Fortbildung, Herr Abgeordneter: »Damals verbrachte ich die meiste Zeit als erstklassiger Schlägertyp für das große Geld, für Wall Street und für die Banken. Kurzum ich war ein Erpresser im Dienste des Kapitalismus«. (General Smedly D. Butler, einer der Interventionisten der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts).

Klose zu Nicaragua: »Die Contra ist aktiv, *operiert* in Nicaragua, bisher aber nur mit *begrenztem Erfolg«.* Der »begrenzte Erfolg« sieht so aus: 2.817 Tote, 3.020 Verwundete, 2.825 Entführte, 6.239 Waisen, 142.980 ins Innere geflüchtete Bauern und Indianer; von den 7.300 Opfern des US-Krieges sind 3.020 Kinder und Jugendliche, 247 ermordete Lehrer.

Klose: »Die Zahl der Gefangenen (einschließlich der Untersuchungsgefangenen) ist (gemessen an der Bevölkerungszahl) sehr hoch: über 10.000; davon *(einschließlich der ehemaligen Somoza-Gardisten)* über 50 Prozent politische Gefangene.«

Zu den Akten, Herr Staatsanwalt: die »politischen« Somoza-Gardisten sind von den USA bezahlte, ausgebildete und angeleitete Mörder von Bauern und Indianern, von Frauen und Kindern. Viele der übrigen »Politischen« sind teils durch antikommunistische Agitation Verführte oder schlicht Kriminelle, dem sadistischen Randstreifen jeder Gesellschaft zugehörig. Und die Zahl der in Nicaragua »operierenden« Contra-Banden ist (gemessen an der Bevölkerungszahl) sehr hoch: Umgerechnet auf die Bevölkerungszahl der Bundesrepublik wären das etwa 350.000 Ex-SS und SA-Gardisten, die Häfen verminen, Autobahnbrücken sprengen, Schulen, Kindergärten und Krankenhäuser überfallen und etwa 70.000 bundesdeutsche Menschen, bevorzugt Mitglieder der großen Parteien foltern und umbringen. Müßten wir Demokraten nicht schnell den Notstand, nein, den »Verteidigungsfall« verkünden? Zumal in einem Land, das sich wegen der existenziellen »Bedrohung« durch rund 50 Terroristen unter dem systernübergreifend gedienten Oberleutnant Schmidt in Belagerungszustand mit Großem Krisenstab (»Ich kenne keine Parteien mehr«) versetzt hat.

Zum Bedenken für den Politiker der Partei für Soziale Partnerschaft und Demokratie: »Bis heute war es in Mittelamerika immer klar, daß Regierungen, die wir anerkennen und unterstützen, an der Macht bleiben, während jene, die wir nicht anerkennen und unterstützen, scheitern« (Memorandum des US-Außenministeriums, 1927). »Heute kann am Beispiel Grenada gelernt werden, daß man nicht ungestraft seine Souveränität mißbrauchen darf« (Entwicklungshilfe-Minister Warnke, 1984).

Immerhin bleibt die Tür zum Einstieg in politische Bewußtseinserweiterung geöffnet: Das Zugeständnis des Sowohl-als-auch-und-zwar-aber-Berichterstatters Klose, er vertrete die Auffassung, »daß die US-Aggressionspolitik gegenüber Nicaragua die negative Entwicklung dort *beeinflußt* und verschärft hat,« macht's möglich.

Weitere »Fakten«, die Kloses neue Sachlichkeit zutage förderte:

· »Es gibt *(mit hoher Wahrscheinlichkeit)* zahlreiche Fälle von psychischer und physischer Folter in den Sicherheitsgefängnissen ... «

· »Nach *Berichten sollen* 85 Prozent der Verurteilungen auf Geständnissen beruhen.«

· »Das sogenannte CDS-System beinhaltet die Gefahr der massenhaften Bespitzelung.«

Abgesehen davon, daß die letzte Behauptung bloß auf eklatanter Unkenntnis beruht, beweisen die beiden voraufgehenden statements, daß Kloses »Versuch der Objektivität« (Klose) gründlich gescheitert ist. Entsprechend sein Fazit: Er empfiehlt, die zivile Regierung in EI Salvador zu unterstützen (ohne Bedingungen), die Wiederaufnahme der deutschen Wirtschaftshilfe in Nicaragua mit Konditionen zu verknüpfen.

Doch wo er recht hat, hat er recht: »Das Nicaragua-Urteil in der deutschen Öffentlichkeit ist geprägt durch Vorurteile: Idealisierung auf der einen Seite, Verteufelung auf der anderen. Wer sich über die Lage in Nicaragua äußert und dabei zumindest den Versuch der Objektivität unternimmt, gerät unweigerlich in die Gefahr, angegriffen oder vereinnahmt zu werden.« (Klose in einem Leserbrief an den »Spiegel«).

»Angegriffen« - ist hiermit geschehen, wird bei Uneinsichtigkeit weitergehen.

»Vereinnahmt« - da kann er sicher sein. Den Contras in diesen freiheitlich-demokratischen Landen vom Grafen Huyn bis zum Landgrafen Geißler wird sein Bericht ein wertvoller Beitrag zur Verteufelung Nicaraguas sein, ein unschätzbares Zeugnis für die »menschenrechtliche« Begründung zur weiteren Versagung von Entwicklungshilfe an Nicaragua.

Noch bevor die *Bevorzugung* EI Salvadors vor 19 Nicaragua von Klose verlautbart war, hatte die grüne Abgeordnete Gabi Gottwald die *Gleichsetzung* von EI Salvador und Nicaragua im Rahmen der Entwicklungspolitik der Sozialdemokraten mit dem Kommentar bedacht: »Ergebnis ist, daß zwar die SPD die Entwicklungshilfe an EI Salvador billigt, die CDU/CSU von ihrer Verweigerungs- und Boykottstrategie gegenüber Nicaragua aber nicht abgekehrt ist. Ich möchte diese Politik wie folgt kennzeichnen: die SPD hat versucht, ihre Großmutter zu verkaufen; letztendlich hat sie sie verschenkt.«

Verdacht kommt auf: dahingestellt, ob die SPD ihre Großmütter respektive -väter noch kennt, ist die versuchte (oder verruchte?) Objektivität des »Menschenrechtskoordinators« womöglich in flottem Einklang mit Taktik und Strategie seiner »westlichen Partei« (H. Schmidt) auf der krummen Linie weg vom »Klassenkampf« und hin zur systemübergreifenden Neutralität gegenüber Emanzipations-, Befreiungs- und sonstigen Bewegungen.

Der Verdacht erhärtet sich: Was den Reaktionären in CDU/CSU die »gleichen Interessen« mit den USA (Warnke: »Entwicklungspolitik ist zugleich Sicherung der atlantischen Versorgungswege«), sind der SPD die »besonderen Interessen« der USA. Ungefragt, und immer wieder, gelobt die SPD dem atlantischen Bündnis unverbrüchliche Treue, wie eben erst ihr »Kandidat« im Hauptquartier zu Washington.

Wo bleibt da der kleine Unterschied? Antwort gibt der Vergleich der Empfehlungen Kloses mit Warnkes Begründung für die »Notwendigkeit«, EI Salvador mit 48 Millionen zu bedenken und Nicaragua leer ausgehen zu lassen: Duarte muß geholfen werden »bei der Durchsetzung der auf sozialen Ausgleich und die Verteidigung der Menschenrechte gegen Extremisten von rechts und links ausgerichteten Politik« (Warnke). Trotz oder wegen der »Flächenbombardierungen«?

Oder anders: »Wenn man sagt, Nicaragua sei ein kommunistischer Brückenkopf, so erinnere ich an die Analogie zu Portugal... Damals war man bereit, *Risikokapital* einzusetzen. Ich bitte Sie: handeln Sie jetzt ähnlich und verurteilen Sie nicht schon vorab« (Uwe Holtz, SPD-MdB an die Adresse der CDU/ CSU im Bundestag, 27.1.85).

Portugal? War auf dem Boden dieses ältesten, langlebigsten faschistischen Staates in Europa nicht auch mal eine Revolution in Gang gekommen? Und wurde damals nicht von SPD-Obersten in Münstereifel die portugiesische Schwesterpartei des Soares gezeugt, um die Revolutionsbewegung in »vernünftige« Bahnen zu lenken? Und hatte der mit »Internationalem« belastete SPD-Abgeordnete Friedrichs nicht am Vorabend der Wahlen erläutert: »Morgen gewinnen wir die Wahl in Portugal«? Das Risiko war auf kapitale Weise gebannt.

Konkret 03/86, S. 30

Carl L. Guggomos

Seht auf diese Stadt

Der westliche Teil der einstigen Reichshauptstadt glimmert herum als handele es sich um Las Vegas. Tatsächlich liegt Chicago näher. Eine Geschichte aus dem kapitalistischen Sumpf, die keiner hätte erfinden dürfen.

Hätte ein »Tatort»-Dichter eine solche Geschichte zusammengeschustert: Vom Südwestfunk bis zum NDR hätte es einen entsetzten Aufschrei gegeben. Also erstens bitte nicht wieder so eine Anmache gegen den großkopfeten Teil der Gesellschaft wegen seiner wirtschaftskriminellen Neigungen; warum nicht endlich mal die Story eines notorischen Fahrraddiebes samt bitterem Ende (Merke: Einstiegdroge, Umsteiger) als Mopedmarder.

Und zum anderen, Herr Autor, ist die Story doch recht dünnpfiffig, weil, wenn schon, doch kein White Collar sich so simpel gierig die Schlinge knüpft, in der er sich schließlich selber fängt. So hätten sie es dem »Tatort«-Autor ausgetrieben, hätte er ein paar Blüten aus dem Berliner Sumpf zu einem abendlichen Unterhaltungsstrauß binden wollen.

Aber genau so spielt das Leben, vor allem das in der verhinderten Reichshauptstadt.

Jüngst hatte ich in diesem Magazin dem Berliner Senat angesichts seiner Dauer-Erregung öffentlichen Aufsehens durch spinnöse Bau- und sonstige Pläne nachgesagt, er habe bei seiner skurilen Tätigkeit möglicherweise als Vorbild New York im Auge; aber es werde wohl nicht mehr herauskommen als eine etwas stumpfmauerfarbene Vision von Las Vegas.

Aber so schnell kann unsereins gar nicht voraus-denken und KONKRET nicht nachdrucken, wie sich die Halbstadt entwickelt. Mutmaßte man noch, da schickimicki sich die Halbwelt an zu regieren, hat man es schon mit der Unterwelt zu tun, die Machtteilhabe einfordert. Also Chicago.

Was denen am Eriesee einstens die Schlachthöfe waren, sind jenen am Wannsee die Baulücken, einst von angloamerikanischen Bomben und sowjetrussischen Mörsern gerissen, von einer rasanten sozialdemokratischen Stadtplanung aber offen gelassen. Damit, wie ein »Spiegel«-Artikel uns weismachen will, sie der schwarze Filz zustopfen könne. Man sieht: das neue Chicago an der Havel hat auch seine ahnungslosen Johannas, die herumlamentieren weil sie nicht so recht mitbekommen, wo's langgeht.

Freilich hinkt auch der Vergleich mit Chicago. Die wirklich hartgesottenen Boys der einstigen Cityhall hätten sicherlich zu monieren, daß in Westberlin ganz im Gegensatz zu once upon in America Polizei und Justiz nicht funktionieren wie gehabt. In der Tat fehlen, wenn Polizeimeister und Staatsanwälte und Richter nicht mitspielen, wesentliche Elemente, um eine Stadt wirklich zu beherrschen. Doch ist das Nichtfunktionieren von Polizei und Justiz im mafiosen Sinne kein Verdienst des heutigen Berlins, das ist ein Relikt des preußischen. Wie im alten Preußen sind auch heutzutage Polizei und Justiz keine Sache der (Wahl)Demokratie, sondern der Laufbahn, was - wie sich jetzt zeigt - auch seine Vorteile haben kann. Denn wo sich in den Vereinigten Staaten jeder Spitzbube als Sheriff und jeder Gauner als Richter Ehrenwert bewerben kann und nicht ohne Chancen ist, wenn er neben dem richtigen Feeling für gängige Auftrittserwartungen auch noch die rechten Freunde hat -zwischen unseren Längengraden schieben da schon BAT und Satzungen ein Riegel vor.

Jeder Leser, Hörer oder Seher ist in den letzten Wochen über die Mehrheit der zugängigen Fakten der Berliner Affären, wie man sie liebevoll zu benennen pflegt, in Kenntnis gesetzt worden, so daß sich die pure nochmalige Aufzählung erübrigt. Immerhin sollte hier, was andernorts häufig übergangen wurde, doch anerkennend festgehalten werden, daß die post-preußische Polizei und Staatsanwaltschaft zu Berlin gewaltig einschritt und ebenso zuschlug wann immer ausreichend Erkenntnisse vorlagen. Aus christdemokratischer Sicht mußte sich das Verhalten der Staatsorgane geradezu als eine obszöne Verhaftungsorgie ausnehmen. Gegen fast zwei Dutzend Herrschaften wurde und wird ermittelt und zeitweilig saß fast ein Dutzend ein; eine bunte Mischung aus christlichen Stadträten und Pistolenhelden, Bauherren und Puffbesitzern, alle miteinander verwandt und verschwägert durch das gemeinsame christdemokratische Parteibuch oder eine enge Bindung zu demselben.

Da wären wir beim wichtig. sten Phänomen der Affäre, das nähere Betrachtung verdient. Die Medien haben ja alle Fakten mehrfach durchgekaut und ausgespuckt, aber doch die Frage, warum neben einigen freidemokratischen und sozialdemokratischen Randfiguren das wirtschafts- und schwerkriminelle Berlin-Netz durchweg christdemokratisch geknüpft ist, ausgespart. Las man die meisten Zeitungsberichte oder hörte man sich in die elektronischen Medien rein, schien es oft eher ein Zufall, daß der eben Verdächtigte oder just Verhaftete wieder ein Christdemokrat oder der CDU Nahestehender war.

Ich gehe jede Wette ein: Hätte zu irgendeiner Zeit eine auch nur annähernd große Anzahl prominenter Sozialdemokraten wegen so schwerer Verdächtigungen einsitzen müssen - die Christlichen und die ihnen verbundenen Medien hätten nicht locker gelassen, daraufhin die ganze Sozi-Partei auf ihre Tauglichkeit als kriminelle Vereinigung hin zu untersuchen. Man

muß sich einmal daran erinnern, was vor jüngster Frist noch alles zusammenphilosophiert und schwadroniert wurde, als nach gut 30jähriger Regierungszeit der SPD in Berlin »die Spitze des Eisbergs« sichtbar wurde, der sogenannte rote Filz.

Wenn man heute, mit dem Abstand von grade mal fünf Jahren, nach diesem Horror-Gewebe sucht, fällt einem nicht einmal mehr ein Fleckerlteppich ein. Oh gewiß, da war lange Zeit der Hit der chronique scandaleuse rouge das pompöse Erholungsheim, das der rote Chef der städtischen Müllmänner sozusagen aus schwarzen Kassen errichten ließ. Wohlgemerkt nicht als sein persönliches Eigentum oder als günstige Geldanlage seiner Müllmänner, sondern einfach zu deren Vergnügen. Sie kegeln halt gern in ihrer Freizeit, die Müllis, und saunieren anschließend. Dem Staatswohl und der direkt angrenzenden überirdischen Gerechtigkeit verpflichtete Organe wie der »Tagesspiegel« oder der »Sender Freies Berlin« kriegten sich damals gar nicht mehr ein vor Empörung. Und dann purzelte schließlich ein ausgewachsener Sozi-Senat samt FDP-Anhang. Weiß man eigentlich noch warum ja, weil ein der Freien Demokratie nahestehender Bau- und Salonlöwe namens Garski ein derart brillanter Aufschneider und Schwindler war, daß ihm nicht nur das gesamte Management einer ausgewachsenen Geschäftsbank, sondern auch deren noch weit weniger in Kreditangelegenheiten firmen politischen Vorgesetzten auf den Leim krochen. In der ganzen Garski-Affäre wurde nicht ein Märkchen Schmiergeld bezahlt, da wurde von Garski weder Bankdirektor noch Finanzsenator in ein Bordell gelockt, da verschwanden keine Quittungen, wurden nicht Millionen in bar über Tische in die Tasche geschoben und dann irgendwo, sei's in einer Parteizentrale oder bei der Lebensgefährtin, wieder ausgepackt. Nichts dergleichen.

Die Affäre Garski legte lediglich offen, daß in unserer Gesellschaft, wer wie Graf Koks auftritt, zumeist die Chance hat, als Graf Koks hofiert zu werden, zum ersten; legt zum zweiten offen, daß Banken, wenn jemand viel Schulden hat, dazu neigen, ihn noch mehr Schulden machen zu lassen in der Hoffnung, es werde schon gutgehen - wofür es in den letzten Jahren erstaunliche Belege gibt; machte eigentlich drittens klar, daß es auf der Welt keine unnützeren Posten gibt als Aufsichtsräte, weil denen weder Einsicht gewährt noch Aufsicht ermöglicht wird; und zeigte viertens deutlich, daß die Entsendung von Politikern in Aufsichtsräte von Banken und ähnlichen Vereinen einzig für die persönliche Apanage dieser Herren von Bedeutung ist.

Eben der letzte Punkt freilich, der bedeutendste für das politische Geschäft in diesem unseren Land, wurde verdrängt. Denn die ganzen Piepmatze, die in Berlins landeseigenen und sonstigen Banken sitzen ' weil sie in einer der Parteien irgendetwas sind, saßen und sitzen weiterhin in diesen Banken und kassierten und kassieren ihre Tantiemen für nichts und wieder nichts. Aber der Senat Stobbe purzelte. Und das Filzgeschrei war gewaltig. Es war Wendezeit.

Für die Christdemokraten hat sich die Sache in den letzten Jahren ganz offensichtlich zum Besseren gewendet. Manchmal scheint es mir, als glaubten die Menschen der christlichen Partei gar nicht so recht an ihr Glück, als trauten sie der Dauerhaftigkeit des Glücks, das ihnen da beschert wurde, nicht so recht. Jedenfalls stürzten sie sich mit einer Raffgier sondergleichen an die Fleischtöpfe und begannen das Abkassieren, als bedeute das baldige Erscheinen des bewußten Kometen wirklich das Ende aller irdischen Vergnügung.

Die bundesdeutsche Nachkriegsgeschichte ist ja reich an Geschichten und Geschichtchen über klebrige Finger bürgerlicher Politiker vom hohen Norden zum tiefen Süden. Aber irgendwie hatte das immer noch seine bayrische Gemütlichkeit, seine schwäbische Gelassenheit, rheinischen Frohsinn oder hanseatische Stetigkeit, die auch tröpfchenweise den eigenen Becher füllt. Jetzt weiß man aber, was das ist: Raffke. In Berlin erfunden und vollzogen.

Man kommt mit den täglichen Enthüllungen von Staatsanwaltschaft und Medien kaum mit. Aber ein paar Millionen sind da schon geflossen und versickert.

Sicherlich war Stobbe nicht gerade ein politischer Lichtblick, aber seine Kasse war in Ordnung und stimmte auf Heller und Pfennig. Bei Vogel war es nicht anders. Bei dem hatte man eher manchmal das Gefühl, er legt privat ein paar Mark zu, damit er standesgemäß auftreten kann.

Nun aber laßt uns ran! Selbst die Anführer des großen Kreuzzuges wider den schwarzen Filz, die Herren Diepgen und Landowsky (letzterer ist so etwas wie Diepgens Geißler) haben klebrige Finger. Der eine, der jetzige Regierende, war eigener Auskunft zufolge zumindest vier Jahre lang so etwas wie ein politisches Ferkel. Wie sonst erklärt man sich seine Auskunft, er habe vier Jahre, nachdem er 50.000 »und vielleicht noch einmal 25.000 DM« unter der Hand bekommen habe, der »politischen Hygiene willen« nun zugegeben, bisher verschwiegenes Geld erhalten zu haben. Von dem andern, dem Berliner Geißler, weiß man inzwischen, daß er ein Jahressalär von mehr als 300.000 DM bezieht, wg. schwarzem Filz. Trotzdem weigert sich der Vielpöstler, sofort seine beiden Vorstandsposten bei landeseigenen Banken aufzugeben. Er will damit noch mindestens eineinhalb Jahre warten: Dann ist er so gnädig, auf den weniger gut dotierten Posten, den eines Vorständlers bei der Wohnungsbau-Kreditanstalt, zu verzichten. Der bringt ihm jährlich nämlich nur 65.000. Den besser dotierten Banker-Job als Vorständler bei der Berliner Pfandbrief will er aber behalten.

Selbst wenn Diepgen alles Geld, was er bekommen hat, nun hygienisch abliefert und deklariert hat; selbst wenn Landowsky bisher keine Bestechung nachgewiesen worden ist; selbst wenn es zutrifft, daß der Puffbesitzer Schwanz nicht

mit Diepgen auf du und du steht; selbst wenn es stimmt, daß Innensenator Lummer dem Abenteurer Putsch nicht ein Millionengeschäft zuschanzen wollte; selbst wenn der Wissenschaftssenator Kewenig nicht alle Intimitäten kannte, in die sein persönlicher Referent Karl Georg Wellmann als Kompagnon des Brandstifters und Versicherungsbetrügers Wolfgang Kind steckte - der seinerseits dem von Bonn in Ostberlin freigekauften Gewohnheitsverbrecher Hildebrandt einen Pachtvertrag für ein Luxusbordell verschaffen wollte; selbst wenn der Wilmersdorfer CDU-Stadtrat Jörg Hermann nicht auf Kosten der »Wohnbau-Design« in einer Nacht im Berliner Nobelpuff »Rasputin« 9000 DM vervögelte. Selbst wenn.

Dann hat der Regierende Bürgermeister Diepgen doch spätestens seit dem Sommer 1984 gewußt, daß sein Charlottenburger Parteifreund und dortiger Baustadtrat Antes ein schräger Vogel ist. Denn ihm lagen Akten des zuständigen Rechtsamtes vor, in welchen dem Antes »schwere Dienstvergehen« vorgeworfen wurden und die Einleitung eines Verfahrens gefordert wurde. Ober ein Jahr lang ließ Diepgen die Sache schmoren. Und wenn heute Beflissene lispeln, Diepgen habe halt Sorgen wegen des im Frühjahr 1985 anstehenden Wahlkampfes gehabt, wollte »stromlinienförmig« da rein und siegreich raus: Auch nach seinem Wahlsieg macht der Regierende keine Anstalten, das um ihn brodelnde Sodom und Gomorra auszuräuchern. Warum wohl? Gemeinsame Leichen im Keller?

Das stelle man sich nur mal vor: Stobbe selig hätte in Libyen einen Strolch aufgetan und ihn an seinen Riebschläger verwiesen: wissend, daß der Typ nicht mal seine Diners-Club-Rechnungen bezahlen, aber doch die Preußische Porzellanmanufaktur kaufen will. Oder man stelle sich Günter Gaus, Senator selig, vor: wenn der einen persönlichen Referenten gehabt hätte, der einen nicaraguanischen Raubmörder zum Freund gehabt und diesem aufgrund seiner Beziehungen eine Stelle als Bordellaufseher vermacht hätte. Lummer darf sowas und Kewenig darf sowas auch. Kewenig wird sogar kiebig, weil er »in solchem Zusammenhang genannt« wird. Wie will er denn genannt werden, der Stifter der Berliner Gegenreformuniversität?

Kennen Sie noch Harry Ristock? Alter Kämpfer der Linken in Berlin. Wegen Vietnamprotest vorübergehend aus der Partei ausgeschlossen. Immer wieder einen Anlauf nehmend, sich und seine Ideen einzubringen in die zähflüssige Politik seiner Partei. Zog als Bausenator Konsequenzen - nicht etwa, weil er Geld von irgendjemand nahm - nein, weil er die von seinem Amt lange Zeit vertretene Kahlschlagsanierung in Berlin mitvertreten hatte und erst zu spät von ihr abgerückt war. Wollte dann als Regierender Kandidat antreten gegen Diepgen, mit Chancen. Jedenfalls mit mehr als Hänschen Apel dann hatte. Zog sich aber aus der Politik zurück, weil er Geschäftsführer einer Firma war, die verspätet Sozialversicherungsbeiträge abführte. Nicht etwa unterschlug, nein: aus Schlamperei zu spät abführte. Mit Säumniszuschlägen.

Es gab damals eine Handvoll Linker, die meinte, wegen einer solchen Lappalie schmeiße man die Brocken nicht hin. Aber Ristock hatte Angst vor der Kampagne, die man schon gegen ihn begonnen hatte. Wäre Ristock Kandidat seiner Partei geblieben, sie hätten ihn im Wahlkampf wahrscheinlich gnadenlos als das Schwein geschlachtet, »das den Arbeitern abverlangte Krankenkassen- und Rentenbeiträge einfach behalten hat« -wahrscheinlich um in den Puff zu gehen. Es gibt wohl eine Bemessensgrundlage, was Politiker gewisser Couleur dürfen und was nicht. Einem Sozi wird ein Dienstauto bis zum Audi zugestanden. Dann aber ist Schluß. Ein SPD-Bundeskanzler muß gehen, wenn ihm die DDR einen Agenten ins Haus setzt. Anschließend wird ihm bescheinigt, er habe »honorig« gehandelt. Wie handelt nun ein Regierender, unter dem es von bestechlichen Stadträten nur so wimmelt und der doch nichts dawider unternimmt?

in der ganzen Affäre ist noch nicht einmal verlangt worden, Diepgen solle gehen, wurde nie gefordert, die CDU solle sich in die Opposition zurückziehen, um dort aus ihrer Verbindung oder Bindung zu kriminellen Kreisen wieder herauszufinden.

Es gibt wohl eine Bemessensgrundlage, was gewisse Parteien tun dürfen. Niemand hat sich gewundert, daß ein Berliner CDU-Stadtrat mit 8.000 DM brutto Immobilien in Berlin, Westdeutschland und in Kanada im Wert von einer Million DM sein eigen nennt. Über Lambsdorff las ich dieser läge, ganz gleich wie sein Bestechungsprozeß in Sachen Flick auch ausgehe, es bestehe kein Zweifel daran, daß er als wichtiger wirtschaftspolitischer Kopf seiner Partei »eine wesentliche Rolle in der FDP der Zukunft spielen« werde. Alles klar.

Da dürfen wir für Berlin noch einiges an Köpfen erwarten. Antes, der Charlottenburger CDU-Baustadtrat, der zwar nicht am Beginn , aber im Zentrum des korrupten Sumpfes angesiedelt schien, ist aus der CDU ausgetreten. Im Tone eines Ehrenmannes erklärte er, dem bereits die Annahme von mindestens einer halben Million DM Schmiergelder nachgewiesen ist, er wolle seiner Partei nicht schaden, hoffe aber, sehr bald wieder einen Aufnahmeantrag in die CDU stellen zu können. Wenn alles vorbei sei.

Na denn Antes for Cityhall! Als Angehöriger einer benachteiligten Minderheit - er ist schwerbehindert - hat er schon mal einen Bonus. Kommt die ihm nachgesagte schlimme Kindheit dazu. Muß nur noch gespendet werden an die Heilsarmee Johanna, es ist viel zu tun. Packt's zeitig an.

Konkret 03/86, S. 34

Peter Krauß

»Sie werden zu gegebener Zeit weitere Mitteilung erhalten«

Eine Frau. Ihr Sohn. Ihr Enkelkind. Sachbearbeiter. Ämter. Richter. Anwälte

***Warnung**.- Diese Geschichte ist weder zeitgeistig noch witzig, kein gnadenloser Verriß noch ein Loblied. Statt dessen eine unauffällige, vertrackte Geschichte, schmutzig und schwer annehmbar. Sie spielt im Hinterland. Es wird nicht geschossen, noch gibt es Tote zu vermeiden und abzulichten. Mitleidsbekundungen sind unerwünscht!*

Seit 16 Jahren kämpft eine jetzt 64jährige Kriegerwitwe um Gerechtigkeit. Im Rampenlicht der Öffentlichkeit stehen die Scholls, Lambsdorffs und Kujaus. Da geht es um den Unterhaltungswert des Rechtsstreits. Was im Namen des Volkes letztendlich verkündet wird, verliert sich. Aber keine Bange, noch entscheiden Capital und Connections über das Strafmaß. Neben dieser Peep-Show der Justitia geraten all die zahlreichen Prozesse von Hinz und Kunz in Vergessenheit. Sie geben keinen Gesprächsstoff her.

»Ich bin bis über beide Ohren verschuldet«, klagt Annemarie Ristau. Wer will das schon hören? »Noch nie war ich in meinem Leben so arm«. Wer will sich schon damit auseinandersetzen? Ihre Lebensgeschichte ist nicht einmalig. Wer will das schon wahrhaben?

Ein paar Wellen: Im Frühjahr 1985 landet bei KONKRET ein handgeschriebener Brief. »Bitte helfen sie mir« Absenderin Annemarie Ristau. Ein Redakteur ruft die Ratsuchende an. Erste Eindrücke. Ein vages Gespür für eine Story. Kurzerhand schickt der Redakteur mir die Ordner. »Ich bitte dich, daß du dir das alles einmal anschaust, um zu sehen, ob du daraus eine Geschichte machen willst für uns«. Zugegeben: Zu diesem Zeitpunkt interessiert mich die Frau zweitrangig. Der Journalist wittert eine gute Geschichte. Der Geschäftsmann denkt ans Honorar. Ich sage zu, grabe mich in die Akten, nehme mit Ristau Kontakt auf. Langsam entsteht ein Bild.

Ristaus deutschstämmige Großeltern und Eltern flüchten nach ihrer Internierung während des 1. Weltkrieges aus Rußland. Im Flüchtlingslager Lechfeld/Augsburg kommt am 22. Dezember 1922 Annemarie Ristau zur Welt. Vater und Onkel, beides Kommunisten, werden 1933 von den Nazis verschleppt und ins KZ deportiert. 1943 fällt ihr Bruder mit 19 Jahren in der Sowjetunion, wenig später der Vetter. Kurz vor Kriegsende, 1944, holt die Wehrmacht ihren Verlobten. Während eines kurzen Heimaturlaubs heiraten beide, bevor er an die Front zurückmarschiert. Er kommt nie wieder.

Kriegsende. Annemarie Ristau, gerade 22 Jahre, hat eine einjährige Tochter. Als sie 1949 wieder heiraten will, weil ein zweites Kind unterwegs ist, ist das Gesetz dagegen: Sie ist bereits verheiratet. Ihren seit vier Jahren vermißten Mann kann sie erst nach fünf Jahren für tot erklären lassen. So schreibt es das Gesetz vor. Die geplante Heirat zerschlägt sich. 1950 gebärt sie ihren Sohn Reinhard. Die fetten Jahre des Wirtschaftswunders verbringt sie hinter der Nähmaschine als Schneiderin. Ihre beiden Kinder und sich kann sie gerade so über Wasser halten.

1954: Die Wiederbewaffnung. Ristau ist entsetzt. »Von klein auf« erzieht sie die Kinder zu »glühenden Kriegsgegnern«. Sohn Reinhard will nicht zur Bundeswehr. Er bereitet seine Auswanderung nach Brasilien vor und verschwindet. Monate später kommt Simone K. auf die Welt. Reinhard, der vermeintliche Vater, ist in Südamerika**.** Unerreichbar. Da veranlaßt das zuständige Jugendamt mehr aus Ratlosigkeit denn Rechtshandhabe über die Stadt Leonberg im Herbst 1969 erstmals Frau Ristaus Paßentzug. Rechtswidrig, wie sich später herausstellt.

Im selben Jahr strengt das Amtsgericht Leonberg einen Vaterschaftsprozeß gegen die Mutter des vermutlichen Vaters an. »Sie können doch nicht im Ernst erwarten«, protestiert die Beklagte vor dem Richter, »daß ich die Vaterschaft anerkenne«. Der Prozeß endet ohne ein Urteil. Ristau soll sich einem erbbiologischen Gutachten unterziehen. Ein Stuttgarter Gutachter dokumentiert sie 1971 »von Kopf bis Fuß - schauderhaft«. Tage später steht Sohn Reinhard vor der Tür. Im Überschwang des Wiedersehens werden große Pläne geschmiedet. Reinhard geht 1974 zurück nach Südamerika. Während Annemarie Ristau um das Leben ihres Sohnes fürchtet, bangt Simones Mutter um die Unterhaltszahlungen.

Geschichte wird gemacht! Zack. Zack. Zack. Einen geschlagenen Nachmittag stehe ich im Kopierladen und lichte sechzehn Jahre ab. Zumindest was hiervon gerichtlich aktenkundig und zu Papier gebracht wurde. Bislang habe ich nur einen blassen Schimmer von Art und Ausmaß des Rechtsstreites. Wie umfangreich die Vorgeschichte darstellen? Wo fängt sie überhaupt an? Bei Geburt des Sohnes? Bei Kriegsende, als Ristau wieder heiraten möchte? Bei Kriegsbeginn, wo ihr erster Mann vom Militär kassiert wurde? Bei Verschleppung ihre halben Familie ins KZ? Bei ihrer Geburt im Flüchtlingslager? Die Geschichte zeigt: Alle Ereignisse der Familie Ristau waren nicht bedauernswerte Zufälle, sondern

stehen im Kontext. Eines baut aufs andere auf. Die Geschichte (Story) muß über die Geschichte (Historie) greifen.

Weihnachten 1979. Der Sohn ruft bei seiner Mutter an. Nun wolle er genug Geld schicken, um der Unterhaltspflicht endgültig nachzukommen. In den folgenden Wochen erhält seine Mutter mehrere internationale Reiseschecks aus St. Petersburg in Florida. Gesamtwert: 44.000 Mark. Anfang 1980 begleicht sie den rückständigen Unterhalt von 15.830 Mark und richtet für die laufenden Zahlungen einen Dauerauftrag ein.

Sie erfährt, daß ihr Sohn seit längerer Zeit im Fahndungsbuch steht. »Das war für mich ein Schock«. Alle ausstehenden Unterhaltszahlungen sind beglichen, die weitere Zahlung gesichert, Für eine Fahndung besteht kein Grund mehr. Sie versucht, die Einstellung des Ermittlungsverfahrens zu erwirken. Im Februar 1980 sucht sie einen Rechtsanwalt auf. Sie bittet, eine Streichung ihres Sohnes aus der Fahndungsliste in die Wege zu leiten. Der Rechtsanwalt macht keine Notizen, spricht nicht auf Band, stellt keine Fragen. »Es war, wie wenn sie mir ins Gesicht schlagen. Ich wollte raus, raus, raus«, sagt sie heute und wird dabei wütend. Diese zehn Minuten in der Kanzlei sollten die schlimmsten für ihr Leben werden.

»Namens und in Vollmacht unserer Mandantin«, schreibt der Anwalt am 15. Februar 1980 an das Stuttgarter Jugendamt, »teilen wir ihnen folgendes mit ... «. Ohne daß sie je eine Vollmacht unterzeichnet hat, teilt ihr Anwalt also mit: »Unsere Mandantin ist die Mutter des Herrn Reinhard Ristau, zur Zeit unbekannten Aufenthalts in Südamerika«. Sie hat Kontakt mit ihrem Sohn. »Ohne Anerkennung einer Rechtspflicht unterbreitet Ihnen unsere Mandantin folgenden Vorschlag.« Das Desaster nimmt seinen Lauf: »Unsere Mandantin verbürgt für die Unterhaltsforderungen des Kindes Simone gegen Herrn Reinhard Ristau. Voraussetzung hierfür ist jedoch, daß Sie eine Einstellung des Ermittlungsverfahrens der Staatsanwaltschaft vorlegen. Weiterhin müßte von Ihnen nachgewiesen werden, daß der Sohn unserer Mandantin aus der Fahndungsliste entfernt worden ist«. Und: »Da unsere Mandantin zur Bezahlung des Unterhalts ihres Sohnes gesetzlich nicht verpflichtet ist, stellt ihr Vorschlag ein großes Entgegenkommen da«.

Sie erhält einen Durchschlag des Briefes. Ach hab mich so aufgeregt«, aber sie ahnt nicht, daß ihr das Schriftstück zum Verhängnis werden könnte. Ihr Sohn will im April 1980 heiraten und hat ihr ein Flugticket gekauft. Im Reisegepäck will sie ihm nun als »das schönste Geschenk« eine Bestätigung über die Löschung aus dem Fahndungsbuch mitbringen. Sie sucht den zuständigen Staatsanwalt auf. Verbindlich sagt der ihr am 31. März 1980 zu, ihr Sohn sei aus der Fahndung. Überglücklich besteigt sie das Flugzeug.

Lindenstraße: *Im Sommer '85 fahre ich mit dem Zug Frau Ristau besuchen. Um vier ist sie aufgewacht. »Konnte vor lauter Aufregung kein Auge mehr zutun«.Inder Küche hat sie dann den ganzen Morgen rumgesessen, erzählt sie. Eine Tasse Kaffee nach der anderen. Zigaretten. Viele Zigaretten. Viel zu teuer seien die und ungesund. »Hier sind wir«. Sie parkt ein. Hier? Lindenstraße? Links und rechts Lagerhallen, riesengroß. Grau in grau. Auf einem dürren Acker ragen Betonsilos empor. Rohbauten, Krühne, Bagger. Alles noch unfertig. Kaum ein Strauch. Lindenstraße!*

Alles schien bestens. 1981 wird ihr die Wohnung in Leonberg gekündigt. Ohne lange zu fackeln, hat der Vermieter sofort Räumungsklage erwirkt. »Mutti, komm zu uns«, bietet der Sohn an. Mit der nächsten Maschine fliegt er zu ihr. Sie löst die Wohnung auf, inseriert alle Möbel zum Verkauf. Eine Spedition transportiert den nötigsten Hausrat zum Verschiffen in die Staaten nach Bremerhaven « Ristau spricht ihr Vorhaben mit den Großeltern des Enkelkindes ab, bei denen Simone aufwächst. »Der Dauerauftrag läuft weiter«, versichert sie, »es ist ja genug Geld da«. Keiner hat Bedenken. Am 4. Januar 1982 klingelt bei Annemarie Ristau das Telefon: Man habe erfahren, sie wolle nach Amerika gehen, fährt sie ein Sachbearbeiter des Jugendamtes Stuttgart an. Weil der Dauerauftrag jederzeit kündbar sei, müsse sie bei der Bank einen Betrag von 20.000 Mark hinterlegen. Erbost über Art und Ton der Forderungen, geht Ristau dennoch am 5. Januar auf die Bank und regelt die Angelegenheit. Sicherheitshalber ruft sie den Sachbearbeiter nochmals an. Dem ist die hinterlegte Summe nicht mehr Sicherheit genug. Nun solle sie eine Bankbürgschaft herbeischleppen. Wieder geht sie zur Bank und erfährt, daß bei dieser Regelung jährlich 400 Mark Sondergebühren anfallen. Ristau protestiert: »Ihr habt doch das ganze Geld, könnt damit frei wirtschaften! Warum soll ich da noch zahlen! « Sie ruft den Sachbearbeiter erneut an. Lapidar schlägt der vor, sie solle dem Jugendamt 20.000 Mark auf den Tisch legen, dann ginge es auch ohne Bankbürgschaft. »Für wie blöd halten sie mich eigentlich«, kontert sie erregt. Das Telefonat endet mit Drohungen.

»Ganz erledigt«, schluckt sie Beruhigungs- und Schlaftabletten, um zeitig ins Bett zu gehen. Nachts läutet es Sturm an der Wohnungstür. »Da haben die den Finger auf der Glocke gelassen, bis ich die Tür aufgemacht habe«. Zwei uniformierte Polizisten. Ob sie Frau Ristau sei. Sie solle mal augenblicklich ihren Reisepaß vorzeigen. Als sie den aushändigt, erklären die Hüter des Gesetzes: der sei beschlagnahmt. Wenige Tage vor ihrer Abreise, am Rande eines nervlichen Zusammenbruchs, steht sie in ihrer leergeräumten Wohnung da. »Mit nix«.

Begründung der Nacht & Nebelaktion: Sie wolle sich ihrer Unterhaltspflicht entziehen. Welcher Unterhaltspflicht? »Das ist Sippenhaft« wettert die Betroffene, »sowas hab' ich nur unter Hitler erlebt«.

Binnen weniger Tage muß sie eine neue Bleibe auftun.

Kein Röhrchen Schlaftabletten: *.Stundenlang sitzen wir schon im Wohnzimmer und reden. Die meiste Zeit erzählt sie. Manchmal schweift sie ab, berichtet Dinge, die scheinbar nichts mit der Sache zu tun haben. Mal hockt sie da, auf einer alten Möbelgarnitur, redet zornig und frech, gestikuliert lebhaft und äfft Richter und Anwälte nach. Ich muß lachen. Dann wieder bedrückende Stimmung. Sie lehnt sich weit zurück, stockt, Tränen. Hastig springt sie auf, verschwindet in der Küche. »Ich mach uns noch einen Kaffee«.*

Jedesmal wenn wir telefonieren, begrüßt sie mich mit den Worten: »Ach schön, Ihre fröhliche Stimme zu hören«. Fröhliche Stimme? Sie lebt allein, Freundinnen hat sie wenige. Zweimal war Annemarie Ristau soweit, alles hinzuschmeißen. Die Röhrchen mit Schlaftabletten lagen schon parat.

Das wollte ich eigentlich unterschlagen. Schnell erkennt man verhinderten Selbstmördern das Recht auf Lebensfähigkeit ab: Laß sie doch, sind halt fertig mit der Welt. Am Ende schreibe ich es doch. Aus dem einfachen Grund: Eine Frau hat erkannt, daß ein Röhrchen Tabletten auch nicht die Lösung ist. Und jetzt macht sie unerbittlich weiter. Aus Rache?»Rache?«,fragt sie vorwurfsvoll. »Hier geht es um mein Recht. Ich will nur mein Recht«.

Das Jugendamt reicht am 17. Mai 1983 beim Amtsgericht Leonberg eine Unterhaltsklage gegen Ristau ein. Gefordert wird von Ristau, »dem klagenden Kind ab 1. April 1982 eine monatliche Unterhaltsrente in Höhe von 327 Mark bis 23.3.1987 im voraus zu bezahlen, die rückständigen Beträge sofort«. Das Gerichtsurteil vom 11.11.1982 weist die Klage des Jugendamtes zurück. Die Beklagte freut sich. Zwar händigt ihr die Stadt Leonberg nun unverzüglich den Paß aus, aber das Jugendamt legt Berufung ein.

Zwischenzeitlich zieht Ristau im Februar '83 nach Spraitbach, Lindenstraße.

Bei der Berufungsverhandlung am 14. Oktober 1983 scheint alles aufs Urteil der 1. Instanz hinauszulaufen. Bis das Jugendamt das Schreiben des Rechtsanwalts vom 15.2.1980 dem Gericht vorlegt. »Frau Ristau«, erklärt der Richter knapp, »das ist eine Verbürgung«. Ristau verliert den Prozeß. Jetzt muß sie zahlen. Bei der Bank nimmt sie einen Kredit von 7.000 Mark auf, verschuldet sich bis über beide Ohren.

Nun will sie ihren ehemaligen Rechtsanwalt belangen. Sie reicht beim Landgericht Stuttgart eine Schadensersatzklage in Höhe von 30. 000 Mark ein. Voller Zuversicht. »Ich hatte ihn an der Angel«, sagt sie. Aber der Richter mochte daran keinen Fisch sehen - und einen Kollegen schon mal gar nicht. Bei der Verhandlung »hat er mich angepfiffen«. Gegen einen Rechtsanwalt wolle sie gerichtlich vorgehen! Ob sie sich denn dessen überhaupt bewußt sei, was da auf sie zukäme! Ristau: »Der hat mir keine Chance gelassen und den Prozeß rigoros abgewürgt«. Wegen 'Beweisnot' muß sie die Klage zurückziehen. »Eine Krähe«, meint sie heute, »hackt der anderen doch kein Auge aus«. Da ist kein Haß im Unterton, wenn sie so redet. Eher Unverständnis. Seitdem ist ihr Vertrauen in die Rechtsprechung angeknackst. »Wie der Prozeß ausgeht, ist Anwälten scheißegal. Das Honorar stimmt auf jeden Fall«. Seitdem 2. November 1985 zahlt sie die Kosten der Verursacher. Der Kriegerwitwe werden 3.400 Mark Honorar des gegnerischen Verteidigers von der Rente gepfändet.

Eine dumme Frage: *Warum lassen Sie die gerichtlichen Auseinandersetzungen nicht ruhen, Frau Ristau? Warum ziehen sie nicht einen Schlußstrich unter die Sache?*

» Wie bitte?!« schlägt es mir entgegen. Sie ist entsetzt, starrt mich an, als verstehe sie jetzt die Welt nicht mehr. »Ich soll aufgeben?!«. Vorwurfsvoll, so als hätte ich ihr nicht Zugehört, sie nicht verstanden, setzt sie neuerlich an, ihre Geschichte zu erzählen. Von vorne, noch einmal. Damit ich es endlich fresse. »Jetzt muß ich aber schon mal fragen: Was soll ich denn tun?«

Ich verstehe die Dummheit meiner Frage. Sie breitet seit Stunden ihr Leben aus, den jahrelangen juristischen Schlagabtausch, das Hin und Her, seit sechzehn Jahren. Mittlerweile ist das ihr Leben geworden. Notgedrungen, nicht freiwillig. Und ich sage nur.- Ziehen sie doch mal einen Schlußstrich. So als könnte sie dann ganz unbefangen und befreit von vorne anfangen. Ein Leben als Rentnerin führen, wie man sich das landläufig so vorstellt: Socken stricken für die Enkel, Operettensendungen im Radio, täglich eine Runde um den Häuserblock, abends Kulenkampff in der Röhre. Am ersten Weihnachtsfeiertag Gansessen bei den Kindern. Langsam schon mal das Leben aufräumen, das Testament machen. Sich hinlegen zum Wegsterben.

Und dann eine 64jährige Kriegerwitwe, die statt Fernsehzeitungen Prozeßakten wälzt? Das ist sperrig, will erstmal nicht so recht in den Schädel.

Herbst 185. Mit einer vorzüglichen Wut im Bauch mache ich mich dran, den Text über Frau Ristau das erste Mal in die Maschine zu schreiben.

Wie kommt eigentlich ihr Anwalt mit dem 'Fall Ristau' zurecht? Bestens: »Es handelt sich um ein abgeschlossenes Verfahren«, erklärt er mir und fängt nach kurzer Warmlaufzeit so richtig damit an: Wissen Sie, verrät er, »die Richter hatten an dem Fall nun ja wirklich kein Interesse«. Lachend empfiehlt er seiner Ex-Mandantin, »die Sache endlich ruhen zu lassen«. Ristau zählt er zu den Menschen, die »immer weitermachen, auch wenn sie selbst längst aufgegeben haben. Die verrennen sich und sehen darin eine Lebensaufgabe«.

So einfach ist das.

Er, der eben noch seiner Ex-Mandantin ans Herz gelegt hat, sie solle bitteschön kapitulieren, stößt nun gegen ihren Sohn ins Horn. »Den sollte sie verklagen«. Schließlich »muß sie daran interessiert sein, ihn aufzuspüren«. Ober die Botschaft dürfte das kein Problem sein, »der trägt doch einen deutschen Paß! Und notfalls muß ihm der entzogen werden«. Wenn es ihr aber unangenehm sei, ihren Sohn vor den Kadi zu bringen, sollte sie den gezahlten Unterhalt in ihrem Testament »verrechnen«. »Wenn sie überhaupt was zu vererben hat«, sagt er.

Weil Ristau mit ihrer Klage auf Schadensersatz gegen den Rechtsanwalt erfolglos war, verklagt sie nun die Stadt Leonberg. Im Zuge der Paßbeschlagnahmung durch das Ordnungsamt sei ihr ein Schaden von 8.259 Mark entstanden. Von einem solchen, behauptet der Verteidiger der Stadt Leonberg, könne aber gar keine Rede sein. Im Gegenteil! »Vielmehr muß es für die Klägerin geradezu ein Vorteil bedeuten, wenn ihr Umzugsgut nur bis Hamburg gekommen sein sollte und nicht weiterverschifft wurde, zumal die Kosten für die Rückführung des Umzugsgutes dann wesentlich geringer waren, als wenn das Umzugsgut aus Amerika wieder zurückgeholt hätte werden müssen«. Klar! Daß die Betroffene möglicherweise niemals auch nur in Erwägung zog, jemals wieder in dieses Land zurückzukehren, kommt ihm gar nicht erst in den Sinn.

Am 25. Oktober 1985 kommt es zum Prozeß. Der Richter zeigt sich anfänglich einfühlsam. Er verstehe ja das menschliche Leid der Klägerin. Dann ungeschminkt: Aber auch sie müsse verstehen. Die Stadt Leonberg habe nunmal kein Geld, das sie »mit der Gießkanne« verteilen könne. »Ich habe ihn im Gerichtssaal gefragt: Was hat eigentlich ein Mensch Wert bei Euch«. Zornig sagt sie: »Wo gibts denn sowas! Für mich gilt auch das Grundgesetz. Da steht immer noch drin, die Würde des Menschen ist unantastbar. Man hat mich behandelt wie eine Kriminelle. Und ich habe mir nichts zu Schulden kommen lassen« * Die stehen ihr nun bis zum Hals. Aber es geht nicht mehr nur um Geld.

»Ich wache nachts auf - an meinem eigenen Weinen. Ich weine laut im Schlaf«. Das interessiert keinen Richter. »Jetzt sitz' ich da in Spraitbach. Kann mir nichts mehr leisten, nichts unternehmen«, sagt sie tapfer. Vom winzigen Balkon ihrer Sozialwohnung kann sie hinüber zum Mutlanger Wald blicken. »Da stehen die Raketen«. Existenzen lassen sich aber auch ohne die vernichten.

Die Kriegerwitwe lebt »auf dem untersten Sozialstatus«. Von ihrer Rente werden Unterhalt und Anwaltshonorare weggepfändet. Keine 350 Mark bleiben monatlich für Kleidung, Essen, Strom und Telefon. Das Allernötigste eben. Wie geht das? Sie lenkt von der Frage ab. »Die haben mein Leben zerstört«, sagt sie energisch.

Nie zuvor in ihrem Leben mußte sich Annemarie Ristau mit »Frauenleiden herumärgern«. Heute am laufenden Band. Im Juni letzten Jahres überweist sie ihr Frauenarzt in die Klinik: Verdacht auf Unterleibskrebs. Ärzte stellen eine Geschwulst am Harnleiter fest. Sie wird sofort operiert- und blutet weiter. Einen Monat später muß sie erneut unters Messer. Diesmal zur Ausschabung. Aber weil die Ärzte »nichts einwandfrei« feststellen können, soll sie sich einer Totaloperation unterziehen. In ihrem Alter wäre das nicht ungefährlich. Trotz alledem: »Ich laß mir das nicht mehr gefallen. Ich habe so viel Unglück in meinem Leben ertragen, und mir soviel kaputt machen lassen. Und jetzt bin ich kaputt. Und jetzt kämpfe ich! «

Eine Ruhelose. Ein Bauarbeiter. *Winter '85. Das fertige Manuskript liegt in Hamburg. Alle paar Tage ruft mich Frau Ristau an. »Wann kommt der Text, in weichem Heft?«. Es dauert. Frau Ristau glaubt, wir lassen die Geschichte unter den Tisch fallen. Entsprechend massiv reagiert sie auch, immer wieder.- » Wo bleibt der Artikel!«*

Ende '85 erhalte ich den Text samt Anstreichungen. Der Redakteur befürchtet, »daß der 'Fall' so überhaupt nicht darstellbar ist ohne daraus eine mittelprächtige Broschüre werden zu lassen«. Da mag er Recht haben. Unrecht hingegen hat er aber mit der Einschätzung: »Eine Frau gerät in etwas ohne im Nachhinein so recht zu wissen wie und warum und plötzlich hängt sie so in den Seilen, wie es schlimmer nicht sein kann: wo immer der Staat jetzt gegen sie an- und auftritt, hat sie sich schon als Opfer antizipiert«.

Einmal sieht Ristau nicht den Staat gegen sie antreten, sondern immer Einzelpersonen - Sachbearbeiter, Richter, Anwälte. Auch als Opfer hat sie sich keineswegs antizipiert, sondern will einfach an einen Schluß-Punkt kommen wo i r ein Richter rechtskräftig bescheinigt: Ihnen ist Unrecht widerfahren, Frau Ristau.

Genugtuung? Wiedergutmachung? Ja wie denn!

Telefonate mit Hamburg. Wir diskutieren über das Stück, sprechen Änderungen ab. Ich bin in einer ungünstigen Lage. Das Kapitel Ristau hatte ich schon abgeschlossen. Das klingt brutal, ich weiß, aber ich bin auch nur ein Bauarbeiter. Der

Rohbau ist hochgezogen, schon wartet die nächste Baustelle. Mit einem Fuß noch auf dem fertigen Bau, der andere schon auf dem Gerüst des neuen.

Anfang des Jahres mache ich mich erneut über den Text, baue ihn völlig um. Seit Wochen hat sich der Gesundheitszustand von Frau Ristau verschlechtert.

Unbeirrt hat sie bei der Staatsanwaltschaft eine Strafanzeige gegen den mittlerweile pensionierten Sachbearbeiter vom Jugendamt Stuttgart eingereicht. Ristau: »Sein Zynismus! Er hätte die Interessen des Kindes im Auge gehabt. Was hat er denn dem Kind angetan? Alle Verbindungen sind jetzt zerstört. Simone hat keinen Kontakt mehr mit ihrem Vater, keinen mit mir und ich nicht mit meinem Sohn. Es ist alles, alles, alles kaputt«.

Ein zentraler Entscheidungsgrund in dem Berufungsurteil der Unterhaltsklage, die sie verlor, lautet: »Eingetreten ist entgegen der Ansicht der Beklagten auch die in ihrem Vorschlag vom 15. Februar 1980 genannte Voraussetzung, daß das Jugendamt Stuttgart eine Einstellung des Ermittlungsverfahrens bei der Staatsanwaltschaft Stuttgart erreichte und die Streichung ihres Sohnes aus dem Fahndungsbuch nachwies«.

Bereits am 23. Februar 1983, also neun Monate vor dieser Urteilsverkündung, spricht der Sachbearbeiter beim Staatsanwalt vor und erreicht ein erneutes Ermittlungsverfahren gegen Reinhard Ristau. Seit diesem Zeitpunkt steht der wieder im Fahndungsbuch. Das verschwieg der Sachbearbeiter dem Gericht.

In einem Formschreiben teilte die Staatsanwaltschaft Annemarie Ristau knapp mit: »Sie werden zu gegebener Zeit weitere Mitteilungen erhalten«.

Konkret 03/86, S. 42

Magazin

DAS IST ES

Über die Phorm der phallischen Phlasche hat man sich ausgelassen, der Phersuche über die Wirksamkeit des Inhalts der Phlasche auf Leib und Seele hat es nicht gemangelt, allerlei Gerüchte über die Nebenwirkungen schwirrten immer umher, mehr noch über die Zweckentfremdung der braunen Brause, deren Name gesetzlich geschützt ist und deshalb hier, vorerst auch nicht preisgegeben werden wird. So soll sie - so das Gerücht - von Frauen in Entwicklungsländern zu postkoitalen Spülungen benutzt werden, um Schwangerschaften zu verhindern. Kolonialherrengeschichten! Doch nun haben drei Forscher von der Harvad Medical School die empfängnisverhütende Wirkung der Brause bestätigt. Wie das »New England Journal of Medicine« berichtet, schränkt das Gesöff tatsächlich die Beweglichkeit der Spermien drastisch ein: am wirkungsvollsten ist Diät-Cola, danach dann die klassische und am unzuverlässigsten ist die ganz neue.

»Setzen Sie den keimfreien Rand der geöffneten Flasche leicht an Ihre Lippen - vermeiden Sie, den Hals der Flasche in Ihren Mund zu führen. Öffnen Sie nun leicht Ihre Lippen, so daß ungehindert Luft in die Flasche strömen kann - umschließen Sie also die Flasche nicht völlig mit Ihren Lippen. Kippen Sie jetzt Ihren Kopf zusammen mit der Flasche noch hinten - Coca Cola fließt nun frei in Ihren Mund.« **(Anleitung zum korrekten Trinken von Coke)**

Höchstgewinne

Der Bundeskongress entwicklungspolitischer Aktionsgruppen (BUKO)attackiert in einer Pressemitteilung die Praxis der Hoechst AG. Dort heißt es: »Während Hoechst Millionenbeträge in die Erforschung von neuen Arzneimitteln und besonders in die Genforschung steckt, schlucken Menschen in der Dritten Welt noch Hoechst-Forschungsergebnisse von 1931. Die Rede ist hier von der gefährlichen Arsen-Wismut-Verbindung Neoviasept, die Hoechst seit Mitte der sechziger Jahre bei uns nicht mehr verkauft, aber Patienten im Nahen Osten, Ägypten und Indien unnötigen Risiken aussetzt. Dabei bietet Hoechst Neoviasept nicht nur als (medizinisch langst überholte) Therapie bei Amöbenruhr an, sondern auch als Mittel zur Vorbeugung und schafft damit die zusätzlichen Risiken einer chronischen Arsenvergiftung.«

Bürger-Krieg

Die von dem Frankfurter CDU-Politiker Eisenkraetzer herausgegebene Stadtteilzeitung »Gallus-Echo« gab folgenden Kommentar zum Tod des Demonstranten Günter Sare am 28. September 1985 in Zusammenhang mit der NPD-Veranstaltung ab: »Eine Polizeitruppe im Einsatz kann es sich nicht leisten, ihre Handlungen politisch abzuwägen oder gar die Geschwindigkeit ihrer Fahrzeuge auf den Rhythmus von Bürgerkriegsspielern einzustellen.« Der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Frankfurt, Bubis, wandte sich in einem Brief an Eisenkraetzer auch dagegen, die Demonstranten gegen die NPD pauschal einen »randalisierenden Mob« zu nennen. Und »völlig diffamierend« sei Eisenkraetzers Äußerung: »Die totale Demokratie taugt nicht für viele Deutsche.«

PLEITEN IN DER KNEIPE

Mit den englischen Kneipen, den Pubs, geht es seit Jahren bergab. Fast 1.000 machten in den vergangenen zwölf Monaten pleite. Die Pessimisten unter den Alkis rechnen damit, daß von den einst 50.000 Pubs nur noch 35.000 zu Beginn der neunziger Jahre übrig sein werden. Für das Kneipensterben wird vor allem die Massenarbeitslosigkeit verantwortlich gemacht. Zudem sind die Bierpreise in den letzten Jahren erheblich gestiegen, ebenso wie die Biersteuer, die sich seit 1979 von umgerechnet vierzig Pfennige pro Pint auf mehr als eine Mark erhöhte. Die Folge. der Bierkonsum ging um zwölf Prozent zurück. Der durchschnittliche Umsatz der Kneipen sank während der letzten vier Jahre gar um 20 Prozent, rund ein Fünftel der Arbeitsplätze gingen verloren.

Mehlplatz

Für die 240 Millionen Städter in der Volksrepublik China wird sich in den kommenden fünf Jahren die durchschnittliche Wohnflüche von gegenwärtig rund fünf auf sechs Quadratmeter pro Einwohner erhöhen. Das teilte der zuständige Minister

mit. Gleichzeitig erinnerte er daran, daß zwischen 1979 und 1984 rund 40 Millionen Familien eine neue Wohnung erhalten hatten.

WIE EINST

Wie aus gut unterrichteten Kreisen verlautet, lassen gut unterrichtete Kreise in Israel verlauten, daß sich die Methode der kollektiven Vergeltungsanschläge - jüngst gegen das Hauptquartier der PLO in Tunesien - nicht in dem Maße bewahrt habe, wie sich das Israel erhofft hatte. Deshalb plädiere der israelische Geheimdienst dafür, zu einer alten Taktik zurückzukehren. die punktuelle Elimination mutmaßlicher Terroristen. Mit dieser Methode hatten die Israelis in den siebziger Jahren 41 Angehörige der Gruppe Schwarzer September im Nahen Osten und in einigen europäischen Städten ausgeschaltet, d.h. gekillt.

OST-KARNICKEL

Bundestagsabgeordnete kümmern sich nicht nur um die große Politik. Karl Eigen beispielsweise, Landwirtschaftsmeister aus Bad Schwarthau hat ganz andere Sorgen: Was ist mit den Kaninchen? Wer garantiert, daß uns angelieferte Haushasen wirklich aus Halle und Magdeburg und nicht etwa aus Pilsen oder Krakau stammen? Allein schon die Seuchen... die Slaven sind doch nicht so sauber wie der Holsteiner. Eigen befragt die Regierung: »Hat die Bundesregierung sichergestellt, daß aus der DDR importierte Kaninchen nicht möglicherweise aus Ostblockstaaten stammen, und wie werden die Untersuchungen auf Krankheiten an der Grenze tatsächlich durchgeführt?«

Nach den Regeln des innerdeutschen Handels ist jedoch sichergestellt, daß kein Ostblock-Karnickel in bundesdeutsche Bratröhren hoppelt. »Die Genehmigungsbehörden können in Zweifelsfällen einen Ursprungsnachweis verlangen. Ausnahmen bedürfen einer besonderen Vereinbarung zwischen der DDR und der Bundesrepublik Deutschland, die für den Bezug von lebenden Kaninchen aber nicht gegeben ist.«

Nichts Neues

Um nun endlich auch in italienischer Sprache sein »Grünes Buch« und etliche Aufsatze vertreiben zu können, hat Moamar Al-Gaddafi beschlossen, in Italien zwei größere Druckereien aufzukaufen: Editar in Cagliari und Stars Photoite in Rom. Die bisherigen, eher bescheidenen Auflagen, waren von einer kleinen Druckerei in Pompeji hergestellt worden. Kleine Pikanterie am Rande: diese Druckerei ist im Besitz der katholischen Kirche.

FRISCH GIFTIG

Der frische Duft in den Klos der Westgermanen geht nach Feststellung der Stiftung Warentest meist zu Lasten der Umwelt. »WC-Beckenstein, WC-Wasserkastenautomaten und Urinalsteine besitzen nur einen sehr geringen Nutzen und belasten zudem die Umwelt«, schreiben die Tester.

WAS 1111

Das ist die Typenbezeichnung. Der Name lautet »Oka«. Es ist das neueste Modell der sowjetischen Pkw-Produktion. Der Kleinwagen, dessen Serienfertigung 1987 anlaufen wird, soll gemeinsam hergestellt worden vom Kamas-Autowerk, dem Autowerk in Togliatti und dem Serpuchower Motorenwerk. Um die Produktion zu rationalisieren, ist der Wagen so konstruiert, daß er aus Lada-Teilen gebaut worden kann. Der Verbrauch soll zwischen 3,5 und 4 Litern auf 100 Kilometer liegen. Die Höchstgeschwindigkeit ist noch nicht bekennt.

Pleite

SOS Racisme, französische Organisation, die sich gegen den Rassismus nicht nur in der französischen Gesellschaft zur Wehr zu setzen sucht, ist nahezu pleite. Die Vereinigung braucht im Monat nahezu 50 000 Francs, etwa 15000 DM, um im Schwung zu bleiben. Die Finanzschwierigkeiten stellten sich ein, als der Vorsitzende der Organisation, Harlem Desir, es abgelehnt hatten, sich im französischen Wahlkampf eindeutig zugunsten der Sozialisten zu erklären.

Mogelpackung

Südafrikanische Unternehmen unterlaufen Handelsboykotte, indem sie Produkte exportieren, die keine Herkunftsbezeichnung mehr tragen. Eine der erfolgreichen Exportfirmen ist die Bethlehem Export Company, die unter anderem jährlich 40 000 Kisten Spargel in die BRD liefert. Keine der Kisten tragt den Namen des Herkunftlandes. Überseeische Käufer, so ein Sprecher der Firma, glaubten aufgrund des Namens häufig, die Ware stamme aus Israel.

Berufsverbote

Seit dem Beschluß der Ministerpräsidenten im Jahre 1971, nach dem Beamte eine ausreichende Gewähr für das Eintreten für die FDGO bieten müssen, sind nach Angaben der Initiative »Weg mit den Berufsverboten« in insgesamt 10.000 Fallen Berufsverbotsmaßnahmen ausgesprochen worden, die von Disziplinierungen bis zur Entfernung von Beamten aus dem öffentlichen Dienst reichten. Nach Angaben der Initiative wurden seit 1971 etwa 3,5 Millionen Beamte und Bewerber für den Beamtendienst auf ihre Verfassungstreue überprüft. Nicht alle haben es gemerkt.

NORWEGEN MACHTS

Nur gerade sieben Staaten - Finnland, Italien, Schweiz, Norwegen, Dänemark, Niederlande und Schweden - haben das 1981 von den Industrieländern gegebene Versprechen gehalten, in den folgenden vier Jahren die Hilfe für die 36 unterentwickeltsten Länder zu verdoppeln oder die Entwicklungshilfe auf 0,15 Prozent des Bruttosozialproduktes anwachsen zu lassen. Norwegen hat beide Versprechen eingelöst: es leistet Entwicklungshilfe, die 0,35 Prozent des Bruttosozialprodukts ausmacht. Ganz hinten in der Liste liegen zwei der sogenannten reichen Länder: Japan (0,05 Prozent) und die USA (0,04 Prozent).

Neuaufbau

Die bei einem Vulkanausbruch Mitte November 1985 zerstörte kolumbianische Stadt Armero wird auf einer rund 25 Kilometer entfernt liegenden Hochebene neu errichtet. Die neue Stadt soll 10.000 Menschen aufnehmen können. Die durch den Vulkanausbruch obdachlos gewordenen Familien werden die Häuser kostenlos erhalten. Die zerstörte Stadt wurde von der Regierung mittlerweile zur nationalen Gedenkstätte erklärt. Zum Gedenken an die rund 23000 Opfer der Katastrophe wird auf dem Areal der ehemaligen Stadt ein »Nationalpark der Hoffnung« angelegt.

ACH WIE PRAKTISCH

Ein britisches Unternehmen rühmt sich damit, endlich etwas gegen die Graffitis in allen Städten der Welt anzubieten. Bislang bereitete es einen ziemlichen Aufwand, gut eingefärbten Beton wieder in seinem natürlichen Grauton strahlen zu lassen. Nun habe man endlich ein Mittel entdeckt, die Wände mühelos zu reinigen, jubeln die Hersteller. Nur das Verfahren ist ein bißchen mühsam: bevor Oberhaupt eine Wandfläche eingefärbt worden ist, muß sie dreischichtig versiegelt werden mit einem Produkt, von dem die Hersteller behaupten, daß es absolut ungiftig sei. Die Flache muß zweimal grundiert werden, ehe dann die eigentliche Schutzschicht aufgetragen werden kann. Ist das alles geschehen, dann lassen sich die Graffittis ganz mühelos mit einer Bürste abschrubben.

Umwege.

Yassir Arafat fühlt sich nirgends mehr so ganz sicher. Um - wie Anfang des Jahres geschehen - von Tunis nach Bagdad zu reisen, eine Strecke, die gewöhnlich vier Flugstunden dauert, machte sein Flugzeug einen Umweg um ganz Afrika. Arafat wollte unbedingt eine Durchquerung des Mittelmeer-Raumes verhindern, weil er von libyscher, israelischer und syrischer Seite Angriffe auf seine Person befürchtet. Mit dem kleinen Umweg aus Sicherheitsgründen dauerte die Reise 17 Stunden.

67 Prozent

Jugend ist auch in der Türkei nicht besonders lohnend für die Jugendlichen selbst. Einige ziehen aus dieser Einsicht die radikalste Konsequenz, indem sie ihrem Leben ein Ende setzen. Unter den Personen, die sich im vergangenen Jahr in der Türkei selbst töteten, war die Altersgruppe zwischen 15 und 24 Jahren mit 32 Prozent am stärksten vertreten, 19 Prozent waren zwischen 25 und 34 Jahre alt, 10,4 Prozent zwischen 35 und 44 Jahren und 12,6 Prozent über 45 Jahre. Die Zahl der Selbsttötungen nahm gegenüber dem Vorjahr um 67 Prozent zu.

Sterberate

Die Katastrophen in den USA ereignen sich weniger im wolkenlosen Himmel über Florida als in den städtischen Ballungsgebieten. Wie die in Washington ansässige Kinderhilfsorganisation »Children's Defence Fund« bekanntgab, stieg die Säuglingssterblichkeit in den USA in den vergangenen Jahren wieder deutlich an. Allein für 1983 - neuere Zahlen liegen noch nicht vor - stieg sie landesweit um drei Prozent, bei Babys schwarzer Hautfarbe sogar um fünf Prozent - Als Ursachen werden schlechte Ernährung und Wohnbedingungen, gekürzte Sozialhilfen für Frauen und bedürftige Familien genannt.

SAUBER

Die schwedische Inlandsfluggesellschaft Linjeflyg hat das Rauchen in sämtlichen Flügen untersagt. Die Gesellschaft gibt für ihre Entscheidung gesundheitliche Gründe an. Nicht bestätigen konnte die Gesellschaft bislang, daß sie aus gesundheitlichen Gründen demnächst auch auf die Verwendung von Kerosin verzichten wolle.

EINFÄLLE

Weil das faschistische Deutsche Reich im Jahre 1936 zum ersten Mal den »Tag der Briefmarke« feierte, hat der Verein »Stiftung zur Förderung der Philatelie und Postgeschichte« mit Sitz in Frankfurt aus Anlass der 50. Wiederkehr dieses Tages eine Broschüre herausgeben, die alles enthält, was zu befürchten ist. Einige Kostproben aus dem Text: »Januar. Ein Monat im Jahr 1936. Die närrische Zeit ist in vollem Gange.«

»Seit 1935 ist der 8-Stunden-Tag Gesetz, die Arbeitsplätze worden dank der Aktion 'Schönheit der Arbeit' erträglicher, und die Organisation 'Kraft durch Freude' verhilft vielen zu einer Urlaubsreise.«

Die NH und (kein) Ende

Niemand in der Bundesrepublik besitzt mehr Miethauser als die Neue Heimat. Aus vielerlei Gründen, insbesondere wegen der Überproduktion auch in dieser Branche, sind die Immobilienpreise in den letzten Jahren um teilweise bis zu 50 Prozent gefallen. Also ist der größte Hausbesitzer auch in größte Schwierigkeiten geraten. 18 Milliarden lang- und kurzfristige Schulden sind bei noch knapp 300.000 Billigwohnungen zu viel.

Unfähigkeit und Korruption des Managements sind für diese Misere nicht verantwortlich. Sie schlagen höchstens mit ein bis drei Prozent, mit maximal einer halben Milliarde, also völlig unerheblich, zu Buche. Die Manager der Neuen Heimat waren und sind nicht unfähiger und korrupter als ihre »Kollegen« in anderen Chefetagen.

Schuld an der Misere der Neuen Heimat ist das System der Wohnungsbauwirtschaft insgesamt, und zwar nicht etwa das gemeinwirtschaftliche, sozialistische, sondern das ganz normale kapitalistische System der Bauproduktion, nach dem auch die Wohnungsbauwirtschaft wie jede andere Produktion in der Bundesrepublik durchgängig betrieben wird. Typisch für dieses System ist außer der paradoxen Ober- und Fehlproduktion die massive Bevorzugung des Mietwohnungsbaus gegenüber dem Bau von Eigenheimen und Eigentumswohnungen. Daß Links-Wähler üblicherweise zur Miete wohnen und Rechts-Wahler in eigenen Villen, können ja nur Dummköpfe als Zeichen dafür werten, daß Mietwohnungsbau sozialistisch, Eigenheimbau dagegen kapitalistisch sei. Das reichste und zugleich kapitalistischste Land Westeuropas, die Bundesrepublik, steht nicht zufällig mit dem Mietwohnungsbau an der Spitze in Westeuropa, absolut und relativ. Der »soziale Mietwohnungsbau« unserer Tage ist weiter nichts als die heutige Form des früheren firmeneigenen Arbeiterwohnungsbaus. Diese Drecksarbeit nimmt die gemeinnützige Wohnungswirtschaft, staatlich gefördert, heute der Großindustrie ab. Verblendet und verblödet übernimmt der Gewerkschaftsbund mit der Neuen Heimat diese kapitalfördernden Funktionen.

Doppelt geprellt werden die Gewerkschaften dieses Spiel verlieren. Nicht nur werden sie sich grenzenlos bei ihren Mietern und deren Anhang blamieren, sie werden bei dieser Gelegenheit auch noch all ihr schönes Geld los. Wahrend die freie

Marktwirtschaft auch auf dem Gebiet des Wohnungsbaus ihre systematische Krise durchmacht, gelingt es ihr mit Hilfe der Gewerkschaften, diese Krise als Pleite des Sozialismus erscheinen zu lassen. Eine reife Leistung. Die geradezu widerwärtige Anbiederei des Vorstandes der Neuen Heimat bei Regierung und Banken wird nichts einbringen. Im Gegenteil, in der nächsten Zeit wird es sich zeigen, in welch wunderbar konzertierter Aktion Staat und Banken die Misere der Neuen Heimat zur totalen Misere der Gewerkschaften ausweiten werden, dicke Krokodilstränen über das Los der armen Sozialmieter vergießend.

Die mitverantwortlichen Gewerkschaftsfunktionäre haben die Blamage sicherlich verdient. Die Gewerkschafter selbst dagegen können einem leid tun. Statt in ihren meist ziemlich miesen Vorstadtwohnungen zu hausen, könnten sie langst in kleinen, schnuckeligen Eigenheimen sitzen, wie viele ihrer sozialistisch wählenden italienischen und französischen Kollegen.

Wenn der DGB jetzt nicht nur seine Neue Heimat verliert, sondern auch gleich noch ein paar seiner sonstigen Kapitalgesellschaften, ist das im übrigen gar nicht so traurig. Im Gegenteil, er wird damit nur ein paar Klötze an den Beinen verlieren, ohne die er bei besserer Gelegenheit sehr viel freier ausschreiten kann.

Hans Wolf

»WIE KOMMST DU IN SO EINEN FEUDALLADEN, ROSZA?«

Ein Film, auf den man hierzulande wohl noch reichlich warten muß: Margarethe von Trottas »Die heitere Geduld der Rosa L.« Die DDR-Zeitschrift »Sinn und Form« veröffentlichte in ihrem ersten Heft des Jahres 1986 immerhin schon Auszüge aus dem Drehbuch. Wir nehmen uns die Freiheit, zwei Szenen nachzudrucken, damit man sich eine Vorstellung machen kann:

HOTELHALLE - 1913

INNEN/ABEND

Rosa und Paul betreten eine Hotelhalle

ROSA: Danke, Paul

PAUL: Wofür?

ROSA: Daß du mit mir herumreist ... und ich nicht alleine bin.

PAUL: Heute Abend hast du sehen können, daß du nicht alleine bist.

ROSA *lächelnd*: So habe ich es nicht gemeint.

Sie lassen sich die Schlüssel geben.

PAUL: Die Leute lieben dich. Sogar die Rechtspresse hat Respekt vor dir.

ROSA spöttisch: Respekt vor der roten Rosa?

PAUL. Bebel hat dich auch den 'Gegenkaiser' genannt!

ROSA liebevoll: Du bist wirklich ein guter Anwaltl

PAUL: Darf ich dich noch zu einem Wein einladen?

ROSA: Sehr gern.

HOTELRESTAURANT 1913

INNEN/ABEND

Rosa und Paul Levi gehen ins Hotelrestaurant. Ein Geiger und ein Klavierspieler unterhalten die Gäste. Sie setzen sich. Rosa ist gelöst und amüsiert sich. Sie deutet auf einen dicken Herrn, der am Nebentisch sitzt, aber so abgewandt, daß er sie beide nicht hat hereinkommen sehen.

ROSA: Das ist bestimmt ein Russe.

PAUL: Woher weißt du das?

ROSA: So etwas spüre ich...

PAUL: scherzhaft Soll ich ihn fragen?

ROSA: Sag ihm russisch...

Paul versucht den Satz so gut wie möglich nachzusagen.

Der Herr dreht sich um, erkennt Rosa und steht erfreut auf, um sie zu begrüßen.

ROSA: Paul Levi, mein Anwalt ... Parvus, ein Freund, Genosse und Verbrecher.

Parvus und Rosa lachen zusammen.

PARVUS: Ich hoffe, trotz unserer Feindschaft wirst du mir nicht verwehren, euch zu einem Champagner einzuladen.

Rosa und Paul setzen sich zu Parvus an den Tisch, auf dem schon Champagner steht. Parvus schenkt ihnen ein.

PARVUS: Wie kommst du in so einen Feudalladen, Rosza?

ROSA: Die Genossen meinten, es solle mir gutgehen, wenn ich mich schon für sie anstrenge.

PARVUS: Überanstrenge, würde ich sagen.

ROSA *erklärend zu Paul*: Parvus, Leo und ich haben zusammen in Zürich studiert. Parvus war der erste, der meine Artikel in Deutschland gedruckt hat. Jetzt macht er Geschäfte, von denen ich besser nichts weiß.

PARVUS *zu Paul*: Vom Sozialismus allein kann man nicht leben.

ROSA: Bei jedem anderen würde ich jetzt den Tisch verlassen.

PARVUS *bittend*: Mach eine Ausnahme, zu Paul: Das letzte Mal wurde ich aus ihrer Wohnung geworfen, nur weil ich etwas geschrieben habe, was ihr mißfiel...

ROSA: Aus der Wohnung würde ich dich immer noch werfen.

PARVUS *vergnügt*: Wie gut daß wir hier auf neutralem Gelände sind *(er hebt sein Glas).* Auf den Idealismus, liebe Rosa.

Sie stoßen an.

ROSA *zu Paul*: Er unterstützt die deutsche Regierung mit türkischem Spekulantengeld.

PARVUS *zu Paul*: Ich unterstütze auch Uljanow und seine Genossen. ROSA: Ich kann mir nicht denken, daß er es dir danken wird. Er kann keine Menschen gebrauchen, die schmutzige Hände haben.

PARVUS: Abwarten. Wer weiß, wer von uns beiden Recht behält. Du mit deinen Prinzipien oder ich mit meiner Unmoral. Nasdarowje, ich bin nun mal kein Philister.

Er gibt dem Geiger, der an den Tisch getreten ist, ein beachtliches Trinkgeld, der Geiger verneigt sich tief, während er weiterspielt.

PARVUS: Ich freue mich, dich zu sehen. Rosetschka. Die Zukunft überlaß ich dir, laß mir ein bißchen von der Gegenwart *... er hebt sein Glas erneut.*

Zweitling

Ein Stadtmagazin hat gepetzt: »'Zora Zobel findet eine Leiche', hieß der erste Krimi der Bochumer Sozialpädagogin Corinna Kawaters. Der kesse Thriller aus der Hausbesetzer-Szene entwickelte sich blitzmäßig vom Geheimtip zum Kassenschlager. 15 000 Mal verschickte der 2001-Verlag Corinnas Erstling per Post in deutsche Lande, und wer in einem der 2001-Läden direkt einkaufte, bekam sein Erstandenes in einer Papier-Tasche mit Zora-Zobel-Text gepfropft: 'Nach einer herrlich durchvögelten Nacht' prangte auf den Tüten. An der Liebe scheint Kawaters Zweitwerk nun zu scheitern. 'Zu wenig Liebe drin', sagte der Verlagsdirektor und schickte das Manuskript erst einmal zurück nach Bochum. Zora Zobel muß umschreiben.«

»Ganz entkindet«

Klausjürgen Schwussow aus der Warzwaldklinik schreibt nicht nur Gedichte - bitte sehr, so frei sind wir hier, jeder darf auch mal ein Gedicht schreiben! - er hat sie sogar richtig in einem Buch veröffentlicht bekommen. Einmal schreibt er über sich: »Sicher ist es ein Fluch / mehr zu wollen von sich selbst / als einem geschenkt wurde«, dann über sein Toupet »Wie sich bewahren /in Trübsal und Not. /Wie sich der Verzweiflung enthaaren / ohne den Mond« und schließlich auch über die Mutter. Achtung: »Einst/wenn du die Welt verläßt/dann bin ich ganz entkindet.« Sauber, sauber. Der Band kostet 17,90, hat 108 Seiten. Autor, Titel und Verlag sind uns leider entfallen.

SPÄTES VERBOT

Weil das türkische Fernsehen im Jahre 1979 - also einige Zeit vor dem Putsch der Militärs - einen Film mit dem bezeichnenden Titel »Verboten« ausgestrahlt hatte, wurden nun, mehr als sechs Jahre später, vier höhere Mitarbeiter der staatlichen Rundfunk- und Fernsehanstalt TRT sowie der Regisseur Ali Özgentürk verhaftet, von der politischen Polizei verhört und an die Staatsanwaltschaft beim Staatssicherheitsgericht überwiesen. Die Festgenommenen wurden zwar noch zwei Tagen wieder freigelassen, weil sich das Staatssicherheitsgericht als nicht zuständig erklärte, aber nun soll der Fall von der Pressestaatsanwaltschaft übernommen und bearbeitet werden. Der Regisseur des Fernsehfilmes, Ali Özgentürk, hatte unter anderem an dem Drehbuch zu Yilmaz Güneys Film »Die Herde« mitgearbeitet. Sein 1980 gedrehter Film »At« (Das Pferd) erhielt mehrere internationale Filmpreise und wurde unter anderem auch in der BRD im Fernsehen gezeigt.

HINKEBEINE

Ach, schon dieser sich vom eigenen Anspruch distanzierende Untertitel: »Zu einer Kulturgeschichte des Laufsports«. Das verheißt nichts Gutes. Es ist dann auch nur Flickwerk über Boten, Vor-, Nach- und Zirkusläufer geworden, Stephan Oettermanns »Läufer und Vorläufer« (Syndikat/EVA, 171 Seiten, Abbildungen, 12,80 DM). Wie immer fleißig zusammengetragen, was andere erforscht und ausgegraben haben, zusammengekittet mit aufgeplusterten Sätzen und Behauptungen, in der die Theorie zum bloßen Jargon verkommen ist - »Auf der im Konkret-Sinnlichen bleibenden Transubstantion von schwerer körperlicher Arbeit in (scheinbar) müheloser Leichtigkeit des Leibes basiert die Ästhetik aller Artistik« - teilweise schlicht falsch - die Olympiade 1894 in Athen etwa - teilweise abgeschrieben ohne Sinn und Verstand - »Les Landes«, Region der Stelzenläufer, liegt nicht in Süd-, sondern Südwestfrankreich und heißt nur Landes - zeigt dieses Bändchen den Autor einiger prächtiger Bande über außergewöhnliche Nebensächlichkeiten - Tätowierungen, Panoramen, Elefanten - als einen Pfuscher, als einen hinkenden Käseläufer, der noch mal schnell ein Büchlein, das noch keines ist, in die Handlungen hat schleppen lassen. Schade.

(Oettermanns Band zur Geschichte der Tätowierung in Europa, »Zeichen auf der Haut«, liegt jetzt als preiswertes Taschenbuch ebenfalls in der Syndikat/EVA-Reihe vor. Nur schön bunt ist dagegen »Tattoo Art - Tätowierte Frauen« in der Edition Christian Brandstätter. So bunt auch mit 29,80 DM ein bißchen teurer.)

Literaturpreis

Der angolanische Literaturpreis 1985 ist dem Dichter Antonio Jacinto für seinen Lyrikband »Überleben in Tarafal auf Santiago" verliehen worden. In den zwischen 1964 und 1979 entstandenen Gedichten erzählt der Autor von Erlebnissen und Erfahrungen wahrend seiner Haft in dem berüchtigten Konzentrationslager der portugiesischen Kolonialmacht auf der Kapverden-Insel Santiago. Antonio Jacinto gehört zu den Mitbegründern der 1948 entstandenen Literaturbewegung »Laßt uns Angola entdecken«.

»Ich habe einen Traum«

Ein Theaterstück, das den Kampf des 1968 ermordeten Friedensnobelpreisträgers Martin Luther King würdigt und den Rassismus anklagt, wird gegenwärtig von einer afro-amerikanischen Theatertruppe mit großem Erfolg in New York aufgeführt. Das Stück »Ich habe einen Traum« schildert auf der Grundlage der Reden und Predigten des Bürgerrechtskämpfers die wichtigsten Stationen seines Lebens - den Bus-Boykott 1956 in Montgomery (Alabama) gegen die Rassentrennung, den Marsch auf Washington gegen Unterdrückung und Rassismus 1963 von 250.000 US-Bürgern, die Predigten für den Frieden und gegen den Vietnamkrieg, die Verfolgung durch das FBI bis hin zur Ermordung in Memphis.

GLEICH 50.000

In Auflagen von jeweils 50.000 Exemplaren sind vor kurzem Bücher zweier bundesdeutscher Autoren in der UdSSR erschienen: Von Martin Walser ein Bund mit den beiden Novellen »Ein fliehendes Pferd« und »Brief an Lord Liszt«, -von Peter Härtling »Hubert oder die Rückkehr noch Casablanca«.

ANC-LP

Eine Langspielplatte mit Liedern des »Amandla«-Kulturensembies des Afrikanischen Nationalkongresses (ANC) ist in Harare erschienen. Das »Amandla«-Ensemble wurde in Vorbereitung der 1978 in Havanna veranstalteten Weltfestspiele der Jugend und Studenten gegründet. Sein Repertoire umfaßt traditionelle afrikanische Tanze, Dramen, Lyrik, Jazz und Rock.

JAZZ GOES ROCK

Mit der neuen Langspielplatte der David Moss »Dense Band« gelang dem kleinen Avantgarde-Plattenlabel »Moers-Music« der Sprung ins Rock-Business. Mehr als 4000 Platten der »Dense Band« verkaufte »Moers-Music« in wenigen Wochen - für eine Jazzplatte eine kleine Sensation. Faszinierend an der »Dense Band« mit David Moss (Schlagzeug), Fred Frith (Gitarre), Christian Marclay (Turntables), Tenko (Gesang), Jon Rose (Geige), John Zorn (Saxophon), Wayne Howvitz (Keyboards) und Jim Meneses (Schlagzeug) ist die gelungene Verbindung von Noise-usic und Art Rock, wofür hauptsächlich die Arrangements des Gitarristen Fred Frith verantwortlich sind.

Die New Yorker Musiker der »Dense Band« nehmen die klangliche Emanzipation auf, wie sie von den europäischen Jazz-Avantgardisten (Derek Bailey, Evan Parker, Peter Brötzmann, etc.) vorangetrieben wurde, und radikalisieren diese Errungenschaften. Elektrische Gitarren, elektrische Kleingeräte, selbstgebaute, elektrisch verfremdbare Instrumente und die unkonventionelle Verwendung der Stimmen von David Moss und der japanischen Sängerin Tenko ergeben ein interessantes Klangspektrum. Dazu kommen rhythmische Kraft und klangliche Rauheit der Rockmusik. Die New Yorker kennen keine Skrupel, neben Ton-Volumen-Zersplitterungen Rap-Funk oder Rockrhythmen zu spielen.

ABM

Niemand behaupte mehr, die Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg tue nichts für arbeitslose Schauspieler: Hatte die Anstalt schon 1981 ein Stück in Auftrag gegeben, in dem es um das Thema »Frauen in Männerberufen« ging, so hat man jetzt wieder zugeschlagen. Das im Auftrag der Bundesanstalt von Kurt Wittig verfaßte Stück »Generalprobe« beschäftigt sich mit den Problemen der neuen Technologien am Arbeitsplatz. Wieder, wie 1981, wurde das Stück von den Badischen Kammerschauspielen in Frankthal im Kreis Ludwigshafen uraufgeführt, um dann durch die BRD geschickt zu werden.

»BLACK BEAT INTERNATIONAL«

Das erste in den Ländern des südlichen Afrika erscheinende Musikmagazin ist jetzt in der simbabwischen Hauptstadt Harare auf den Markt gekommen. Unter dem Titel »Black Beat International« wird die Zeitschrift monatlich Ober die Entwicklungen hauptsächlich in der afrikanischen Musikszene informieren. Die erste Ausgabe enthält unter anderem einen umfangreichen Artikel über Miriam Makeba.

TOLLE LEISTUNG

Am letzten Sonntag im vergangenen Jahr lief im DDR-Fernsehen Richard Attenboroughs Film »Ghandhi«. Aus dem dreistündigen Spektakel - »Was den Film bemerkenswert macht«, schreibt das »Neue Deutschland«, »ist neben seinen künstlerischen Qualitäten vor allem seine entschiedene antikoloniale, antiimperialistische Aussage.« - machte man auch gleich noch eine »Weltfernsehpremiere«, die im Text dann zur »Weltbildschirmpremiere« gerann: nie zuvor war Attenboroughs Film irgendwo im TV gezeigt worden. Weil das allein nicht ausreicht, fand sich knapp zwei Wochen nach der »Weltfernsehpremiere« in der »Jungen Weit«, dem Zentralorgan der FDJ, noch die folgende bemerkenswerte Meldung: »Fernsehpremiere gewürdigt - DEHLI. Die großen indischen Zeitungen u. a. 'National Herald' haben die Bildschirm-Weltpremiere des Monumentalfilms 'Gandhi' durch das Fernsehen der DDR gewürdigt.«

C WIE COBRA

Wer beim Begriff »Postmoderne« das Zucken bekommt, weil sich Begriff und Produkte, die mit diesem Begriff etikettiert werden, mehr und mehr als das erweisen, was sie zu vertuschen suchen - Schrott nämlich - wer schon immer das Gefühl hatte, daß mit den neudeutschen Meistern des besonders flinken Pinsels, die ein rühriger Markt gleich zu »Wilden«machte, irgendetwas nicht stimmen könne, weil die Malerei und der ästhetische Überbau nicht zufällig gerade die Tiefe eines Geldscheines hat, wer es schon geahnt hat, daß die neudeutsche Schmissigkeit nun wohl - aus Gründen des Marktes -bald

wieder abgelöst werden muß durch konstruktive Strenge, wem das alles Ober ist, weil es übel macht, dem bleibt Zeit für Entdeckungen. COBRA beispielsweise**.** Eine Gruppe, die von 1948 bis 1951 existierte, deren Name sich zusammensetzte aus den Anfangsbuchstaben der Städte COpenhagen, BRüssel und Amsterdam, die mit ihrer pfiffig-primitiven Formensprache quer zu allen Ismen stand, die auch damals schon der Markt ausgeheckt hatte. Und frech waren sie und rücksichtslos und schamlos und verschmäht und hierzulande kaum gewürdigt. 1982 gab es in Hamburg eine Ausstellung, jetzt liegt auch auf deutsch ein 1983 erschienener Prachtband zu COBRA vor, der nur einen gewaltigen Nachteil hat: sein gewaltiger Preis von mittlerweile 160 DM (Jean-Clarence Lambert: COBRA, Verlag Langewiesche, Königstein, 264 Seiten, 320 Abbildungen). Zusammen mit dem noch immer erhältlichen Katalog der Hamburger Ausstellung, die im Kunstverein stattfand, laßt sich ein Bild machen.

VERLAGES STIMME

OhWehFischer, Schauspieler einst, Dichter nun, hat in Edition S (Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei) »Texte« veröffentlichen können. 160 Seiten gleich. Der Verlag schiebt die Reaktionen der Leser gleich mit in den Band. So äußert sich die Berliner Hausfrau Eva Schulze: »Der war schon als Mime doll. Und nu is er ebent janz toll.« und die bekannte »nordische Lyrikerin Knutten: »Er schenkt einem wieder Flügel.« Da kann man nur sagen: Nicht jeder der fliegen kann, kann auch vögeln. Punkt.

Mensch Biermann

Die Zürcher »WochenZeitung« (WoZ) hat auch so ihre Erfahrung mit Wolf Biermann gemacht. In dem Blatt war zu lesen: »Wolf Biermann tingelte letzte Woche durch die Schweiz. Die WoZ plante ein Gespräch mit dem Barden; Gesprächsstoff gibt es genug: die neue Platte mit Liebesliedern, Biermanns Äußerungen am letzten Zürcher Konzert zu Nicaragua und zur Solidaritätsbewegung, Biermanns Antikommunismus, seine Resignation, der Trip ins Innere usw. Das Gespräch mit Biermann (der etwa im Tages-Anzeiger dafür gelobt wird, daß er sich von den 'Politschwätzern' abhebt, jenen Politschwätzern, die in den siebziger Jahren noch 'Terroristen' genannt wurden), kam nicht zustande. Der Love-Singer beschimpfte die WoZ ('Die sind oft die Schlimmsten') und zeigte sich der Linken von seiner schönsten Seite ('Sie sollen mir am Arsch lecken'). Das aktuelle Biermann-Interview ist in der Schweizer Illustrierten nachzulesen. «

SALAMIFILME

Der französische Regisseur Bertrand Tavernier (»Der gekaufte Tod«,»Der Saustall«), der vor wenigen Monaten erst von Kultusminister Jack Lang ausgezeichnet worden war, hat die Auszeichnung samt der dazugehörigen Medaille an Lang zurückgegeben, nachdem dieser den Vertrag für einen neuen Fernsehkanal unterzeichnet hatte. Die Rückgabe verband Tavernier mit einem offenen Brief, in dem er sich bitter darüber beklagte, daß der Kanal 5 der Werbung alles erlauben werde - bis hin zur Stückelung von Filmen durch Einblendungen der Werbung. Jack Lang warf er vor, daß dieser trotz gegenteiliger Bekundungen diesen Vertrag unterschrieben habe als sei es ganz selbstverständlich.

RUNDHERUM DANEBEN

Geahnt hatte man es schon lange: eines Tages würden sich die Amis für die erlittene Schmach des De Gaulleschen Austritts aus dem Militärbündnis rächen. Es sind darüber fast zehn Jahre ins Land gegangen, bevor sich ein prominenter Vertreter aus der Garde der alten Hollywood-Haudegen aufmachte, es den Franzosen heimzuzahlen:

»Er tauchte mit 500 Seiten Drehbuch auf, in französisch. Während er noch an dem ersten Entwurf arbeitete, lebte er für drei Wochen in meinem Haus in Irland. Eine Konversation oder gar Diskussion mit ihm war nicht möglich, obwohl er nicht ein einziges Mal den Mund hielt. Sein Monolog wurde von Sekretärinnen, die alles notieren mußten, festgehalten. Auf Drogen war er auch, Alkohol, wie ich später rausfand.«

Bei dem »Alkoholiker« handelte es sich um Jean-Paul Sartre. Den uralten Ärger Ober das Verhalten Sartres hat kein geringerer als John Huston in einem Gespräch mit dem »Observer Magazin« abgelassen. Sartre war von Huston eingeladen worden, das Drehbuch zu »Freud« zu schreiben. Dieser Film wurde zu einem der größten Flops in Hustons Regisseur-Laufbahn. Das Drehbuch war nicht von Sartre. Nicht ganz. Huston fummelte ewig an dem Drehbuch herum, zog schließlich zwei Profis ä la Hollywood hinzu und als die den ursprünglichen Entwurf nach ihrer Facon hingerichtet hatten, zog Sartre seinen Namen zurück. Das Buch liegt seitdem Sommer '84 in französisch vor: Jean-Paul Sartre »Le scénario Freud« (Gallimard, 585 Seiten). Es enthält die ursprüngliche Synopsis, die erste und zweite Fassung des noch von Sartre

allein entworfenen Drehbuchs. Die Texte lassen, leicht überspitzt, jene existentielle Psychoanalyse ahnen, die Sartre - er schrieb zur gleichen Zeit, 1958, an »Die Eingeschlossenen von Altona« wie an der »Kritik der dialektischen Vernunft« - angestrebt haben mag, um damit, neben Huston, mindestens noch zwei andere Gruppen zu irritieren: die Psychoanalytiker der freudschen Schule wie die Vertreter des französischen Existenzialismus.

B WIE BARTHES

Rechtzeitig zum Jahr des Autos - schließlich ist Roland Barthes, der Sänger der Citroen DS von einem Lieferwagen überfahren worden - erscheinen nun noch und nach, kleckerweise, Texte dieses französischen Autors. »Die Sprache der Mode«, (edition suhrkamp, Neue Folge Band 31, DM 18,-), wurde bereits 1967 in Frankreich verlegt, »Die helle Kammer - Bemerkungen zur Photographie«, ebenfalls Suhrkamp, ist ordentlich gebunden, kostet mit seinen 137 Seiten auch gleich 27 Mark, ist dafür aber auch erst 1980 in Frankreich erschienen. Jede Zeit hat ihren Preis. »Die Sprache der Mode«, weit entfernt von gegenwärtigen Usancen, durch die Sicht auf Gürtel, Schnallen, Schlipse die Welt zu erklären, ist professoraler Renommiertext - mehr Fußnoten als Seiten - in der Tradition der Semiologie, wie sie dann ab Mitte der sechziger Jahre zum allerletzten Chic der Gelehrsamkeit werden sollte. »Die helle Kammer« ist die Beschreibung des Blicks auf das fotografische Bild, in dem die Vergangenheit immer auch Gegenwart ist, die Vergrößerung nicht mehr Erkenntnis bringt, auch die größte Schärfentiefe immer platt bleibt. Je lauter das Bild, um so unsichtbarer das Abgebildete.

WILDWUCHSWIESE

Der blonde Depp von der Waterkant, Hans Albers, kann nicht einmal in Ruhe tot sein in Hamburg. Der Grabpflegevertrag für das Familiengrab, in dem er nun doch nicht zur Ruhe kommt, ist abgelaufen. Ein CDU-Antrag, daß der Stadt Hamburg künftig die Grabpflege aufgebürdet werden sollte, konnte wieder zurückgezogen werden, nachdem sich die Starnberger Lebenshilfe, eine Vereinigung für geistig und körperlich Behinderte, der Albers sein gesamtes Vermögen hinterlassen hatte, bereit erklärte, die Kosten für die Bepflanzung und die Pflege des Grabes zu übernehmen. Der CDU ist das gar nicht so recht. Einmal mußte sie ihren Antrag zurückziehen und zudem bedauerte sie, daß gerade ein in Bayern ansässiger Verein für die Grabkosten aufkommen werde.

Konkret 03/86, S. 52

Matthias Altenburg

BÜCHER REIHENWEISE

Les allemands vont à Paris Fronkroisch, Fronkroisch. Wer hatte sich nicht schon mal gerne auf den Père-Lachaise verkrochen, wenn im Juli/August die Invasion der Fritzen den Aufenthalt in Restparis noch unerträglicher macht, als ihn der architektonische Vandalismus von Haussmann und Pompidou eh schon gemacht hat? Pariser Friedhöfe sind wie ein Lied von Brassens - mit ihren Katzen, ihren Witwen, ihrem Licht. Na ja, wenigstens im Sommer. Daß die Toten und ihre Besucher nicht mehr zur Ruhe kommen, dafür hat jetzt **Peter Stephan,** eine naßforsche Plaudertasche vom Südwest-Funk, gesorgt. Sein Buch **Des Lebens Dernier Cri (Elster, DM 44,-)** versammelt eifrig alle Gerüchte, die über die berühmten Pariser Leichen und deren Leben vor dem Tod in Umlauf sind. Dabei hatte Heine, der auf dem Friedhof Monmartre beerdigt ist, noch geschrieben: »Unter jedem Grabstein liegt eine Weltgeschichte«. Nein, keine Weltgeschichte, sondern hundert Anekdoten! Immerhin, das nächste Mal wird man nicht so lange nach dem Grab von Jim Morrison und Ludwig Börne suchen

Louis Ferdinand Céline, der gerade im Zuge einer postmodernen Rezeption zu neuen Ehren in den westdeutschen Feuilletons kommt durfte auch in Frankreich sterben. Zwar war er nach der Befreiung geflüchtet und in Abwesenheit als Kollaborateur zum Tode verurteilt worden, konnte aber durch die Amnestie zurückkehren und zu neuen Pogromen aufrufen. **Stephan Hermlin,** Teilnehmer der Résistance, berichtet in seinem neuen Band mit Erzählungen **(Bestimmungsorte, Wagenbach, DM 12,80)** von einer Begegnung mit dem französischen Schriftsteller im besetzten Paris. Céline zu dem deutschen Antifaschisten: »Monsieur, ich habe soeben erfahren, daß Sie Deutscher sind. Ich möchte mir dazu gratulieren, einen Angehörigen dieser großartigen Nation begrüßen zu können«. Zwar diskreditiert Célines politische Biografie nicht sein Frühwerk, ist aber doch ein Lehrstück darüber, wohin es mit einem jungen Wilden kommen kann, wenn seine antibürgerliche Haltung immer bloß bewußtlos bleibt. Hermlin zum späten Beifall für den späten Céline: »Es gibt eine Ästhetik, für welche die Apologie des Mords unverdächtiger ist als seine Verdammung«.

Inge Müller, begraben auf dem städtischen Friedhof Berlin-Pankow, geboren 1925, verheiratet zuerst mit einem Arbeiter, dann mit einem Zirkusdirektor, von beiden geschieden, hinterließ, als sie sich 1966 das Leben nahm, einen dritten Mann als Witwer. Sein Name: Heiner Müller. Sein Beruf.- Dramatiker. Auch das war ihr Problem: verheiratet zu sein mit einem großen Talent - im Schatten fremden Ruhmes, fremder Verdammung. Zu einer Zeit als man in der DDR die jungen Autoren darauf orientierte, in ihren Werken mit Elan und Optimismus den Aufbau des sozialistischen Staates zu besingen, schrieb Inge Müller Gedichte **(Wenn Ich schon sterben muß, Luchterhand, DM 22,-),** die immer wieder eindringlich an den Krieg erinnerten. Auch an den in Vietnam. Die Einheit von Zeit und Raum ist aufgehoben in diesen Texten. Gestern ist heute und dort ist hier. »Es gibt kein fremdes Leid« - daran ist Inge Müller ebenso gestorben wie der von ihr bewunderte Vorgänger Majakowski.

Frohburg, die sächsische Kleinstadt, läßt **Guntram Vesper** nicht los. Daß einer so hartnäckig seinen Kindheitsmustern nachspürt, zeugt von Konsequenz. »Die alten Geschichten. So viele. / Weit weg und sehr nahe.« In einem Gedichtband **(Frohburg, Fischer, DM 7,80)** und einem Prosastück **(Laterne Magica, Pfaffenweiler Presse, DM 24,80)** erzählt er sie wieder, die alten Geschichten und die noch älteren, die erzählt werden müssen, damit man die alten versteht. »Die Ungeheuerlichkeiten der Zeit kündigten sich durch kleine Zeichen an. Übersiehst du eins, bist du irgendwann schuldig.« Manchmal sind es nur Blicke, einzelne Worte, scheinbare Nebensächlichkeiten, die belegen, wie eng die Provinz und ihre Bewohner verwoben sind mit der politischen Geschichte des Landes. Indem Vesper versucht, sich selbst, seinen Programmierungen auf die Schliche zu kommen, wird er immer wieder verwiesen auf seine Umgebung, auf die anderen. Daß er genau bleibt, also gerecht auch wenn er von sich absieht, bewahrt seine Texte davor, ins bloß Private abzudriften. Und zwingt ihn, zu recherchieren. Der poetischen und historischen Tiefenschärfe seiner Arbeit kommt das allemal zugute. Und was wäre politische Literatur wert, die nicht immer diese Frage stellte: »Was kosten unsere Träume, wenn wir sie wahrmachen?«

Übrigens, im Anhang der Gedichte verbirgt sich einer der schönsten Vesper-Texte. »Stomps in Gießen« heißt er, ist zuerst in der Frankfurter Rundschau erschienen und erzählt vom alten Verleger der Eremiten-Presse. Wer demnächst noch schreibt, ohne dieses Kabinettstückchen wenigstens dreimal gelesen zu haben, dem soll die Hand verdorren. Jawohl.

Wer geht schon ins Theater? Und wer kennt schon Klaus Pohl? Der aber hat ein Stück geschrieben, das man kennen sollte und dessen Titel (auch) metaphorisch zu verstehen ist: **Das Alte Land (Verlag der Autoren, DM 16,-).** Gemeint ist also nicht nur jenes ländliche Gebiet südlich von Hamburg, das nach dem Krieg von den Engländern besetzt war; gemeint ist

dieses Deutschland im Nachkrieg. Von jener Zeit ist die Rede, als jeder dem anderen mißtraute und besonders jenen mißtraut wurde, die immer noch nicht käuflich waren. Als die letzten Kriegsleichen gefleddert wurden. Als man froh war, daß der liebe Gott im Himmel sitzt, weil unten schon genug Leute über die Saat trampelten. Als aber auch ein paar noch glaubten, es sei was zu machen aus dem Dreck, was Neues womöglich. Geworden und geblieben ist es dann doch bloß das Alte Land, wo jeder ein Kriegsversehrter ist. Bis heute. »Der Krieg ist aus«. »Uns hat er noch«. Klaus Pohl kennt Shakespeare, kennt Kleist, kennt Büchner, und erkennt das Hamburger Echo aus den Jahren 46/47. Trotzdem hat er ein modernes Stück geschrieben.

Konkret 03/86, S. 60

Dietrich Kuhlbrodt

Hauffs Märchen Film

Wie der Baader den Prinzing zu Fall brachte und andere lustige Streiche aus der Festung Stammheim

Ein Schaukampf am Hof des mächtigen Prinzing. Der Baader, obzwar Gefangener, fordert den Burgherrn höchstselbst heraus. Die Turnierregeln schreiben Wortgefechte vor. Hin und her wogt der Kampf. Und da, des Baader geschicktester Streich, fällt der große Prinzing. Erbärmlich nun und komische Figur. Denn er darf nicht mehr mitspielen und schon gar nicht vorsitzen. In der Stammheim-Sprache heißt das: er ist erfolgreich als befangen abgelehnt worden und muß abtreten.

Der Baader, ein junger Siegfried, schiebt sich die blonde Tolle zurück und freut sich des großen Siegs. Da steht er, strahlender Held, in Jeans und offenem Hemd, und schaut auf das Publikum. Die Männer in den schwarzen und roten Roben haben ihre Gewänder sorgsam in Falten gelegt. Und hinten, hinter der Barriere drängen sich die jungen Turniergäste. Kerls in Leder und Frauen mit der kunstvoll frisierten blonden Mähne. So könnten sie 1986 auch im Cafe Daisy in Blankenese sitzen. Und Baader, wie ihn Ulrich Tukur spielt, wäre einer der ihren. Tukur, ein hochbegabter und sehr beliebter Schauspieler, weiß, wie man sich in Szene setzt und wie man den eigenen. Mythos schafft. Baader, »ein ziemliches Schwein, ein Psychopath, ein Verrückter, - ein Mensch, der permanent die Schmerzgrenze überschritt; seine Brutalität, sein kindlicher Charme« (Tukur) wird in der Baader-Rolle als mythische Heldengestalt *und* als moderner Mensch, der voll im Trend liegt ' angelegt. Tukur-Baader, Produkt modernen stylings, läßt sich zweifellos bestens vermarkten. Auch als Held eines Popsongs hätte Baader endlich Aussicht, in die charts zu kommen. Tukur, freilich, spielt Theater, und Hauff macht aus dem Theater Film.

Tukur will Baader »politische Intentionen hier gar nicht absprechen, aber ich meine, die waren zur Zeit des Prozesses nicht mehr von der überragenden Bedeutung«. Ein wahres Wort.

Baader war zusammen mit seinen Mitgefangenen in Stammheim reduziert auf seine Rolle als Angeklagter, vorgeführt zwecks Ablieferung von Material für die Urteilsfindung. In der Rolle für einen Schauspieler wird Baader mehrmals vorgeführt, diesmal einem für Sprechkünste aufgeschlossenen Theaterpublikum. Und in der Filmvorführung reduziert sich Baader zum drittenmal, als ästhetische Figur, als Dialoglieferant und als Bedeutungsträger in einer Welt des schönen Scheins. Denn Hauff hat einen gediegenen, redlichen, schönen, ja eleganten Film gemacht, der freilich den Nachteil hat, daß er den Widerstand, von dem so viel gesprochen wird, ästhetisch nicht vermittelt. Glatt, perfekt und supergepflegt sind die Bilder. Diese glauben nicht an das, was Baader, Meinhof, Ensslin, Raspe sagen. Ästhetisch gibt es keinen Widerstand gegen die bürgerlichen Normen. Baader und Meinhof reden ins Leere. Totaler könnte man sie nicht dementieren.

Hauffs Film ist gutgemeint, und er beherrscht das Kunstgewerbe. Aber der Biedersinn fruchtet nichts, im Gegenteil: er schreibt die Strategie der Richter von Stammheim ästhetisch fort und macht aus den Angeklagten, die vor neun Jahren in Stammheim den Tod fanden, heute *nature morte,* tote Gegenstände, Nippes fürs bürgerliche Interieur. Zum elektronisch verfremdeten Streichquartett gesellt sich ein zager Orgelton. Ulrike Meinhof in gedämpftem Licht. Der Ton blau in blau. Selbst die Farbe ihrer Schreibmaschine paßt sich geschmackvoll ein. Das gepflegte Arrangement verrät, daß hier für eine Feier aufgeräumt wurde. Die Totenfeier für Ulrike Meinhof, inszeniert von der Firma Pietät & Takt: ein exquisites »Stammheim«-Stilleben. Und die Ensslin, mit der Geige in der Hand, in der Isolationszelle: sanftes Licht umspielt ihr Antlitz, ihr Blick geht nach innen, Musik - Ja das ist hohe Isolations-Kunst. Ästhetisch sperrt sich nichts gegen diese Szene, im Gegenteil, sie vergoldet das Stammheimer Justizarrangement.

Die Zellen-Szenen ersetzen im Film den Blick hinter die Kulissen. Auf der Bühne selbst, dem Gerichtssaal, wird Theater gespielt, 192 Prozeßtage in 107 Filmminuten. Drehbuchautor Stefan Aust hat hierfür das vierte Kapitel aus seinem Buch »Der Baader Meinhof Kornplex« benutzt. - In den Kulissen stellt er an Hand von Zellenzirkularen und Briefen, die er zur Verfügung gehabt haben will, gruppendynamische Minispielszenen zusammen. Baader, Meinhof, Ensslin, Raspe - Opfer, die sich nicht mehr wehren können - werden im»Stammheim«-Film nochmals observiert. Schon damals konnten sie nichts gegen Wanzen und Kameras ausrichten. Heute degradiert sie die bürgerliche Ästhetik des neugierigen Blick hinter-die-Kulissen zum Gegenstand psychologischen Interesses.

Die Dramaturgie läßt den »Stammheim«-Schauspielern keine Wahl. Sie müssen vor Gericht auftreten, und dies bühnenwirksam. Das machen sie daher so gut, daß man ihnen nicht glauben kann, was sie sagen,- nämlich daß sie sich im Hungerstreik befänden und verhandlungsunfähig seien. Denn sie sind in bester Bühnenform. Die Schlägereien mit den adretten Polizeibeamten zeugen von gezügelter Spielfreude. Die Kostüme sind gut gewählt, alles clean und propper. Wie sie das alles in 2 1/2 Wochen Drehzeit hingekriegt haben! Alles paletti! Alles Film! Alles frisch!

Das überschnelle, aber gut artikulierte Sprechen der Schauspieler verrät die meisterhafte Beherrschung von Bühnentechnik. Auch der Ton ist makellos. Freilich bedarf es einiger Anstrengung, die Inhalte aufzunehmen. Müheloser ist es da schon, den Weg in die psychische Entgleisung nachzuvollziehen. Man braucht dann nur noch hinzusehen. Drum kann sich der

hervorragende Schauspieler Ulrich Pleitgen an die Rampe spielen. Er macht die Rolle des Vorsitzenden Richters Prinzing zu einem Kabinettstück. Als Gegenspieler von Tukur-Baader wird er aufgewertet. Schließlich geht es im »Stammheim«-Film nur noch um ihn. Fällt er, fällt er nicht? Eine bange Frage. Die Dramaturgie des Films tut dem Richter viel Ehre an.

Mit ihm wird die Justiz zur Hauptperson. Rise and fall of Prinzing: das zieht wieder die Aufmerksamkeit ab von dem, was Baader und Meinhof politisch beabsichtigen. Konsequenzen für die Gegenwart ergeben sich aus dem Duell Baader-Prinzing nicht. Der Fall Baader-Meinhof ist damit geschichtlich, dramaturgisch und ästhetisch erledigt. Hauff war zwar mit anderen Absichten an den Film herangegangen (»Der gesamte Komplex 'Widerstand' ist in seiner Problematik aktuell, wie damals«), die von ihm für diesen Film benutzten Mittel der bürgerlichen Kultur haben ihn jedoch ganz woanders hingebracht. Die Mode und der Schick der spätachtziger Jahre haben Baader und Meinhof vereinnahmt. Irgendwann wird es einen Film geben, ein Video, eine Platte, eine Mode, die den Baader-Look und den Meinhof-Touch kreiert. »Es war Jagd, Krimi, Bonnie und Clyde« (Drehbuchautor Aust). - Im »Stammheim«-Film wird die action noch ersetzt durch den Blick in die Baader-Meinhof-Seele. Es ist die falsche Aufklärung. Die Aufklärung, die Aust mit der Wiedergabe authentischen Materials über den Stammheim-Prozeß beabsichtigt, scheitert daran, daß er keine Position bezieht. Formell kann er sich darauf zurückziehen, daß er sich mit der Ausbreitung von dokumentarischem Material (der Wiedergabe der Argumente) zufriedengeben kann oder muß. Tatsächlich ist der Rede-Stoff auch einigermaßen ausgewogen ausgebreitet, ein jeder kommt zu seinem Wort. Aber der Trick mit dem dokumentarischen Prozeß-Film funktioniert nicht. Buchstäblich durch die Hintertür, durch den Blick hinter die Kulissen, treibt das Drehbuch die politischen Kämpfer in die Psychologie und Pathologie: in den Wahnsinn. Eben das war seit Beginn des vorigen Jahrzehnts die Strategie des Staats die Straftäter zu entpolitisieren und den Kriminalfall durch die Justiz und schlimmstenfalls durch die Psychiatrie sauber zu erledigen. Die Richter blockten juristisch ab. Der »Stammheim«-Film ästhetisch.

o wie der »Stammheim«-Film funktioniert, ist die Bundesrepublik dieselbe geblieben. Und der Raspe-Spruch (»Die Bundesrepublik wird nach Stammheim nicht mehr dieselbe sein«) wird vom Film selbst widerlegt, Jetzt ist es das liberale Bewußtsein, das die Rote Armee Fraktion problemlos vereinnahmt und stillstellt: eine Trophäe, ein Schmuckstück auf dem Vertiko. - Aust spricht von den Sympathien für die Angeklagten, »auch als sie noch in Freiheit waren: eine Bewunderung für den Mut, die Entschlossenheit, die Konsequenz, mit allem zu brechen, was einem als bürgerliche Norm aufgegeben worden ist«. - Das Drehbuch und erst recht der Film unterlassen jedoch alles, was eine Umsetzung dieser Einsicht bedeutet hätte. Der Film läßt jeden Mut vermissen. Ästhetisch ist keinerlei Konsequenz gezogen, mit dem zu brechen, was den Wort- und Filmemachern als bürgerliche Norm, ein Buch oder einen Film herzustellen, aufgegeben ist. Der normgerechte Film, sein schöner Schein weisen auf Unentschlossenheit, Ängstlichkeit und Sorge ums gute Gewissen hin. Die Form widerspricht dem Inhalt der transportierten Argumentationsketten. Wer zu Wort kommt, hat den zugewiesenen Platz, die Redezeit und die Beschränkungen, wiewir sie von den aktuellen Podiumsdiskussionen kennen.

Ulrike Meinhof und Aust haben Ende der sechziger Jahre gemeinsam bei KONKRET gearbeitet. Heute hat Aust das letzte Wort - und die Kontrolle über das, was Baader und Meinhof gesagt und getan haben. Gefiltert durch Prozeß, Buch, Theater und Film: Aust hat Verantwortung für eine Machtposition. Er wird sich fragen lassen müssen, ob es politisch verantwortlich, künstlerisch angemessen und menschlich vertretbar war, Baader-Meinhof im »Stammheim«-Film ästhetisch zu bannen und politisch zu erledigen. Die ersten Reaktionen auf die geplatzte Premiere am 31. Januar in der Hamburger Kampnagel-Fabrik sprechen dafür, daß der Anspruch, Baader/Meinhof zu kontrollieren, nicht akzeptiert wird und auch nicht durchsetzbar ist. Totale - aber diesmal totale politische - Kontrolle war nach Ansicht Baaders eben der Gegenstand des Stammheim-Verfahrens

(»Gegenstand dieses Verfahrens ist die totale Kontrolle dieses Staates durch die Welt-Innenpolitik des US-Kapitals«). Die gutgemeinten Versuche, diesen Film zu produzieren, gingen über das Thalia Theater in Hamburg und das Hamburger Filmbüro zur Hamburger Wirtschaftsfilmförderung. Die Behörde mit dem Namen »Filmbewertungsstelle Wiesbaden« vergab dem »Stammheim«-Film das höchste Prädikat: besonders wertvoll. Und eingeladen wurde »Stammheim« Ende März 1986 zur Teilnahme am Wettbewerb der Berliner Filmfestspiele.

Was Aust und Hauff ästhetisch vereinnahmten, nimmt auch der Staat in Anspruch. Das führt sicherlich nicht zu der von Baader bezeichneten totalen Kontrolle. Die staatliche Beteiligung hat etwas Versöhnliches an sich. Will der neue Kompagnon teilhaben an der Erledigung und endlichen Bewältigung des »Baader-Meinhof-Komplexes«? Das Interesse scheint ästhetisch-strukturell vorprogrammiert. Hauff, der in der staatlichen Förderung »Öffnungen«, sieht, die es »immer noch gibt«, müßte sich überlegen, ob es nicht auch umgekehrt geht: Öffnet sich der Film dem Staat? Hat er - Angehörige wie Gottfried Ensslin meinen es - die Funktion, »bei Normalbürgern endgültig revolutionäre Hoffnung zu zerstören und innerhalb der Linken Spaltung zu betreiben«? (aus einem Flugblatt in der Hamburger Kampnagelfabrik).

Im »Stammheim«-Film bleibt Tukur Sieger, auch Aust, Hauff, die deutsche Kultur. Wo die Baader-Meinhof-Gruppe abbleibt, das ist tragisch, zum Mitleiden, hoffnungslos und Schicksal. Da können sich alle einig sein. Oder nicht?

Kasten Seite 61

»SCHWEIN MIT CHARME«

Auszug aus einem TAZ-Interview mit Ulrich Tukur, Darsteller des Andreas Baader im Stammheim-Film, über seine Rolle

taz: Was reizte dich an der Rolle?

Tukur: Die Rolle war fü mich eine wahnsinnige Herausforderung, weil ich mit dem Baader nichts zu tun habe. Schon rein äußerlich nicht und von dem, was ich über ihn gehört habe, auch vom Charakter l~ her nicht. Er muß wohl ein ziemliches Schwein gewesen sein, ein Psychopath, ein verrückter - ein Mensch, der permanent die Schmerzgrenze überschritt. Er war sehr brutal, hatte trotzdem aber einen gewissen Charme, er hatte ein unheimliches Gefühl für Macht...

Du hast in »Ghetto« den SS-Offizier Kittel gespielt, diesen brutalen Schlächter mit menschlichen Anwandlungen. Fiel dir deshalb der Einstieg in die Baader-Rolle leichter?

Nein, der Kittel hat mehr mit mir zu tun. Der hat was von diesem großbürgerlichen Traditionsbewußtsein, von dieser Musikalität, die ich von zu Hause auch mitbekommen habe. Der hat auch diesen Hang zum Kabarett, den hab ich sehr gut verstanden. Baader hat Micky Maus gelesen, das war ein Verrückter.

Konkret 03/86, S. 66

Bernhard Schneidewind

»Und keiner kann das nicht verstehen«

Der Journalist und Filmemacher Claude Lanzmann hat die letzten Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager aufgespürt und sie an den Stätten der Vernichtung über ihre Erinnerungen sprechen lassen. Entstanden ist ein Film: »Shoah«

Gab es in Auschwitz vor dem Krieg Juden?

Es waren achtzig Prozent der Bevölkerung, sie hatten sogar eine Synagoge hier.

Nur eine?

Eine, glaube ich!

Gibt es sie noch?

Nein, sie ist zerstört worden. Jetzt ist da unten irgend etwas ganz anderes errichtet worden.

Gab es einen jüdischen Friedhof in Auschwitz?

Diesen Friedhof gibt es immer noch. Jetzt ist er geschlossen.

Es gibt ihn noch?

Ja.

Er ist geschlossen, was wollen Sie damit sagen?

Es wird niemand mehr dort begraben.

» Shoah« ist ein Monumentalfilm, nach dem nichts mehr kommen kann. 566 Minuten oder neun Stunden und 26 Minuten lang. 100 Personen erinnern sich durch ihr darstellerisches Spiel an die Ermordung von sechs Millionen Menschen in den Vernichtungs- und Konzentrationslagern des faschistischen Deutschen Reichs. Von den Vernichtungslagern ist wenig geblieben. In Treblinka ließ die SS Lupinen anpflanzen, andernorts wurden Schonungen angelegt. Von den Mordfabriken sollte nichts bleiben. Am 4. November 1943 bekam es Himmler von Globocnik schriftlich: »Ich habe mit 19.10.43 die Aktion Reinhard, die ich im Generalgouvernement geführt habe, abgeschlossen und alle Lager aufgelöst.« Nachdem das Lager Treblinka, die Baracken, die Zäune, die Kammern abgerissen waren, wurde am 17. November 1943 die letzte Gruppe von 30 jüdischen Häftlingen erschossen. Die Ermordeten sind verbrannt. Die Zeugen des Verbrechens sterben aus. Einige wollen nicht über ihre Erfahrungen sprechen. Andere können nicht. Die Mittäter wollen nicht können. Claude Lanzmann läßt sie alle in »Shoah« zu Worte kommen. Zeugen und Täter. Überlebende:

Die Gaswagen sind hier reingekommen,

da, hier waren zwei große Öfen,

und nachher haben die hier die reingeschmissen,

in die, in den Ofen, und das Feuer ist

gegangen zum Himmel.

Zum Himmel?

Ja. Ja.

Das war furchtbar.

Das ... das ... das kann man nicht erzählen. Niemand kann das nicht bringen zum Besinnen, was war so was da hier war. Unmöglich. Und keiner kann das nicht verstehen.

» Shoah« ist auch ein Buch*. Es enthält die Wörter des Filmes. Auf noch nicht einmal 250 Seiten. Das Buch ist schneller gelesen als der Film gesehen. Die bloße Lektüre provoziert die verkehrten Bilder. »KZ« -und schon schnappt die Bilderfalle zu: Leichen, Haare, Brillen, Koffer, Kleidung. Die Reste von dem, was sie nicht hatten vernichten können, die Techniker und Buchhalter des industriell betriebenen Massenmordens, ihrer tayloristischen Ermordung und Ausbeutung selbst noch der Ermordeten. Geblieben sind Lupinen, Schonungen, Bauskizzen, die Bilder ihrer Propagandakompanien, die Filme der Befreier. Gefilmt hat sie niemand bei ihrer Arbeit. Was sind dann die Konzentrations- und Vernichtungslager?

Eine Ansammlung von Standbildern, Zeichnungen, Skizzen. Erinnerungen von Bildern in den Köpfen der Überlebenden:

Bißchen weiter dort unten war so eine Platte von Beton,
und die Knochen, die haben sie nicht verbrannt,
die großen Knochen von den Füßen,
haben wir herausgenommen, mit...
Es war so ein Kasten mit zwei Händen,
und wir haben das weggeführt ... dahin,
und dort sind gestanden Menschen
und die haben das gestoßen.
Das war sehr ... das war so ... gestoßen. Das war so dünn, war es.
Nachher haben die in Säcke das gepackt,
und wenn die haben ... wenn es waren hier schon viele Säcke,
sind wir weggefahren zu die Narwa, dort war eine Brücke
und das hineingeschüttet in die Narwa,
und das ist weg mit dem Wasser.
So weggeschwimmen mit dem Fluß.

» Shoah« ist das Produkt von zehn Jahren Arbeit. 1974 begann Claude Lanzmann mit den Dreharbeiten. Seine Absicht von Beginn an: Das nicht mehr Darstellbare der Konzentrations- und Vernichtungslager zu zeigen. Gershom Scholem zu dem Projekt: »Es ist unmöglich, diesen Film zu machen.« In den zehn Jahren nahm Lanzmann 350 Stunden Film oder Video auf. Ein Zehntel des gesamten Material ist wertlos: Den Rest von mehr als 300 Stunden Film- und Videomaterial hat Lanzmann abgeschrieben auf etwa 6000 Seiten. Das sind die Wörter des Films. Die Interviews, die Gespräche, die Befragungen, die Spielszenen.

Es ist nicht der erste Versuch eines Filmes über Konzentrations- und Vernichtungslager, über die Täter, Zeugen und Opfer im Film zu sprechen.

Ebbo Demant beispielsweise drehte 1979 »Lagerstraße Auschwitz« für die Fernseh-Serie »Menschen und Straßen«. Er sprach mit Tätern. Er sprach mit Opfern: »Der Film berichtet auch von den Häusern, den 21 Blocks aus rotem Backstein, die die Lagerstraße begrenzen. Er läßt Gegenstände erzählen, die von den Menschen übrig blieben: Koffer mit Aufschriften aus Berlin-Lichtenfelde, Paris 8. Bezirk, Breslau. Bleistiftzeichnungen, Porträts von Mithäftlingen, Träumen von Landschaften jenseits des doppelten Stacheldrahts.« Bilderfallen.

Gyula Gazdag beispielsweise drehte »Die Gruppenreise« (Ungarn 1984): »Ich habe in einer Zeitung eine Werbung gesehen, von einem Reisebüro, das eine Reise nach Auschwitz organisierte. Das fand ich ganz seltsam. Zuerst wollte ich wissen, wer sind die Leute, die an einer solchen Reise teilnehmen, und warum wollen sie nach Auschwitz reisen. Dann habe ich erfahren, daß die meisten dieser Leute Häftlinge waren. Und nach vierzig Jahren wollten sie zurückkehren(...) Und ich wollte wissen, warum. Es fällt mir schwer, dieses Phänomen zu verstehen, die Frage: was ist da geschehen und wie war es möglich, daß diese Dinge geschehen konnten. Aber ich wollte es verstehen. Ich glaubte, daß ich es verstehen könnte, und jetzt glaube ich, daß ich es *nicht* verstehen kann. Nie im Leben.« Bilderfallen?

Thomas Harlan, Sohn von Veit, führte in »Wundkanal«, aufgeführt im Herbst 1984, einen ehemaligen SS-Mann - lebenslänglich verurteilt wegen erwiesenen Mordes an 6 800 Menschen - vor, dem im Studio Veit Harlans Nazi-Schnulze »Immensee« vorgeführt wird.

Thomas Harlan behauptet, dieser SS-Mann sei 1943 bei einer Gala im besetzten Wilna dabei gewesen, als »Immensee« als Belohnung für die Exekutionskommandos gezeigt wurde! Ob wahr oder gelogen - dem ehemaligen SS-Mann kommen bei der Wiederbegnung mit dem Film die Tränen. Erinnerungsarbeit an den einstigen Tätern.

Bei Lanzmann sprechen die Opfer:

Ich habe auch gedachtet, wenn ich bleib leben
dann wollte ich nur eine Sache: fünf Brot soll man mir geben zu essen,

mehr darf ich gar nicht.

Das hab ich gedacht, ich hab nichts anders gedacht,

und ich hab noch geträumt, wenn ich bleib leben, dann bin ich einer auf der Welt.

Mehr keine Menschen ist nicht da, nur ich, einer.

Der einzige auf der Welt bleibe ich,

wenn ich geh los von hier.

»Shoah« zeigt diesen einen, läßt ihn zu Worte kommen. Es ist Simon Srebnik, einer der drei Überlebenden von Chelmno, Kulmenhof. Damals war er ein Jugendlicher. Lanzmann ist mit ihm zusammen nach Chelmno gegangen, um der Erinnerung willen. Srebnik war bekannt. Er ruft sich bei der Bevölkerung des Ortes in Erinnerung, indem er die Lieder singt, die er damals zur Unterhaltung der SS hatte singen müssen: preußische Soldatenlieder. Die Bewohner erkennen ihn an diesen Liedern. Einer, ein Bauer, sagt: »Er war dreizehneinhalb Jahre alt. Er hatte eine schöne Stimme, er sang wunderschön, und man konnte ihn hören. Als ich ihn heute wieder singen hörte, hat mein Herz viel schneller geschlagen, denn was hier geschehen ist, war Mord. Ich habe wirklich noch einmal erlebt, was geschehen ist.«

Das ist die Methode des Films. Das Wort läßt die Stätten des Mordens auferstehen, die Gesten zwingen zum Sprechen. Die Bilder entstehen zwischen den Worten, Plätzen und Gesten. Es gibt kein dokumentarisches Material im Film. Allein die Gegenwart zeugt von der Vergangenheit. Die Opfer sehen sich nicht mit den Tätern konfrontiert. Nicht einmal in der Montage. Lanzmann: »Das sind nicht irgendwelche alten Kämpfer, die sich vierzig Jahre danach im Fernsehen treffen, um sich die Hände zu schütteln.« Die Montage läßt denen, die es behalten haben, ihr Leben. Die Montage läßt jenen, die massenhaft Leben vernichtet haben, dennoch keine Chance, ihre Lügen als Wahrheiten, ihre Erkenntnisse als Einsichten zu verdrehen. Franz Suchomel, einst SS-Unterscharführer:

Wenn neue Juden kamen in der Früh...

Neue Arbeitsjuden?

Ja... So mußte ihnen das eingelehrt werden,

und am Abend mußten sie das schon mitsingen.

Ja, aber noch einmal dieses Lied.

Ja, ich singe es.

Das ist sehr wichtig. Aber laut!

Ja.

»Fest im Schritt und Tritt und den Blick geradeaus, immer fest und fest

in die Welt geschaut, marschieren Kommandos zur Arbeit.

Für uns gibt's heute nur Treblinka

das unser Schicksal ist.

Drum haben wir uns auf Treblinka

eingestellt in kurzer Frist.

Wir kennen nur das Wort der Kommandanten

und nur Gehorsamkeit und Pflicht,

Wir wollen weiter, weiter leisten,

bis daß das kleine Glück uns einmal winkt. Hurrah!« Sind Sie zufrieden?

Das ist Original.

Das kann keine Jude heute mehr!

» Shoah« ist in der Bundesrepublik während der Filmfestspiele in Westberlin gezeigt worden. Der Film läuft in vier Teilen, Anfang März, im Fernsehen zu den folgenden Terminen:

HR III. Programm: 1. März, 2. März, 8. März, 9. März. Jeweils um 20.15 Uhr. WDR III. Programm und Nordschiene III. Programm: 3. März (21.15 Uhr), 6. März (20.15 Uhr), 10. März (21.15 Uhr), 13. März (20.15 Uhr). Über Sendetermine in

anderen Regionen dieser Republik ist nichts bekannt.

Konkret 03/86, S. 70

Franz Xaver Kroetz, Michael Kunitzsch

»Sich vollkommen wahnsinnig irrtümlich, hoffnungslos den Erfahrungen aussetzen«

Tabuzertrümmerung ist das Wichtigste. Autoren, die wegen der Wirkung schreiben, sind Arschlöcher: Franz Xaver Kroetz in einem Gespräch über sein Nicaragua Tagebuch, »Bauern sterben«, grüne Bündnisse, den feudalen Sozialismus und über den Ärger mit Suhrkamp.

KONKRET: Du bist nicht mit der Flinte und nicht zum Kaffeepflücken nach Nicaragua gegangen. Was sonst noch hat ein bundesdeutscher Dichter in einer brenzligen Situation dort verloren? In einem Land, das er nicht kennt und deren Sprache er nicht versteht?

Kroetz: Ich bin kein Hufschmied und wollte auch nicht als Hufschmied dort arbeiten. Ich bin Schriftsteller, der vielleicht etwas von dort zu berichten hatte. Damals rechnete man stündlich mit dem Einmarsch der Amis. Ich fuhr hin mit dem Bewußtsein, dort eventuell einen Krieg zu erleben. Das war mir recht. Ich wurde auch gewarnt. Das war mir egal. Ich hatte es satt, als linker Adressat von Appellen über Nicaragua zu reden, ohne es zu kennen.

KONKRET: Agitiert von der eigenen Literatur? Oder Flucht weg vom Schreibtisch?

Kroetz: Es gibt beim Schreiben immer wieder Depressionen und Krisen, wo man sich sagt: 'Ich habe nie was geleistet, bin absolut unfähig, kein Satz von mir kann wirklich bestehen.' Im Sommer '84 war ich sehr verzweifelt. Um in so einem Zustand nicht Selbstmord zu begehen, habe ich mir eine neue, größere Aufgabe gestellt. Ich wollte an diese Grenze: wie verhält sich ein europäischer Intellektueller in einer revolutionären Situation. Ich wollte mich unter diesen Bedingungen kennenlernen.

KONKRET: Mit der Aussicht auf einen Heldentod?

Kroetz: Wäre ich dort in eine Situation gekommen, physisch verhindern zu müssen, daß diese Revolution gekippt wird, ich hätte mir nichts Schöneres - d.h. Schöneres schon, ich leb ganz gern - aber nichts Sinnvolleres vorstellen können. Ich hätte jederzeit mein Leben gegeben. Mit allen fürchterlichen Widersprüchen. Aber ich begebe mich nicht auf die Traumebene des Literaten, der mit der Knarre in der Hand in die Revolution marschiert. Die haben mir dort gesagt, du sollst nicht an die Front, du sollst schreiben!

KONKRET: Du schreibt in Deinem Buch auch über die ökonomischen Probleme Nicaraguas. Ein Wirtschaftsfachmann bist Du aber auch nicht gerade.

Kroetz: Für einen immer noch politischen Menschen war das nicht exotisch, ein bißchen kenne ich mich da schon aus. Meine kommunistische Bildung konnte ich allerdings gut brauchen. Seit Jahren lese ich außerdem den Wirtschaftsteil der bürgerlichen Presse - lieber als das Feuilleton. Inzwischen haben mir befreundete Leute aus Nicaragua auch gesagt, daß sich als richtig erwiesen hat, was ich z.B. über den Schwarzmarkt und die Wechselkursfreigabe geschrieben habe.

KONKRET: Du wolltest keinen Bericht und keine Reportage über Nicaragua machen, obwohl diese Elemente auch vorhanden sind. Das Tagebuch hat den Untertitel »Roman«. Was bedeutet das?

Kroetz: Ich hatte von Anfang an die Vorstellung, daß ich eine neue Form von Reisebuch erfinden mußte. Mit einem radikalen Mut zu mir selbst. Mich dabei vollkommen wahnsinnig, vollkommen irrtümlich, vollkommen hoffnungslos diesen Erfahrungen aussetzen. Mir intellektualisiert sich ohnehin im Augenblick alles zu sehr. Deshalb wollte ich versuchen, Politik und Poesie unter einen Hut zu bringen, Privates und Politisches verbinden. Das Nicaragua-Tagebuch ist sicher mein radikalstes, vielleicht mein persönlichstes Buch. Es ist ein zentraler Text mit einem Mut-Willen zum Wirren, aus einem Zustand der Verwirrung heraus entstanden und zugleich die Ernte von 20 Jahren Arbeit.

KONKRET: Muß man, um übers Vögeln zu schreiben, extra nach Nicaragua fahren?

Kroetz: Es gibt über Nicaragua Tonnen von Literatur. Die schaltet diesen persönlichen Aspekt aus und wird deshalb schnell vergessen. Oder sie setzt Patina an. Ich bin kein Sachbuchautor, finde die auch langweilig. Den Lesern, die nicht nach Nicaragua fahren, wollte ich das Angebot machen, mit mir zu reisen. Deshalb geht es auch von der angeschissenen Unterhose bis zur Strategie der Befreiungsbewegung.

KONKRET: Du hast einmal gesagt, daß es für Literatur keine Plattform mehr gebe, daß es eigentlich sinnlos sei zu schreiben, eine Rentnerbeschäftigung, weil man nichts mehr unters Volk bringen könne. Warum machst Du weiter?

Kroetz: Ich habe mich damit abgefunden, daß Literatur nicht eingreifen kann. Wenn überhaupt, dann nur über das radikale Ich des Autors. Neutralistische Literatur wird untergehen. Nur das Bekenntnis des Autors zu sich selbst wird noch Spuren von Wirkung bei den Menschen hinterlassen. Aber ein Schriftsteller, der wegen der Wirkung schreibt, ist ein Arschloch. Jeder Autor schreibt für sich selbst, für niemand sonst. Was mich überhaupt beim Schreiben hält, ist die augenblickliche

Überraschung dabei, ist das persönliche Engagement - auch im literarischen Einfall. Bei jedem Satz, der glückt, kommt mir sofort der Verdacht, daß ich etwas unterschlagen habe. Jeder verunglückte Satz enthält die Chance, an die Wirklichkeit herangekommen zu sein.

KONKRET: Heißt das, daß Du mit dem Theater, dieser öffentlichen Angelegenheit, durch bist und jetzt zu der privaten, aber eben alles zulassenden Tagebuch-Form übergehst?

Kroetz: Ich arbeite gerade an einem Stück, das den Arbeitstitel »Kroetz« hat. Ein Versuch, zwischen »Bauern sterben« und dem »Nicaragua Tagebuch« den Dichter mit einem Blattschuß anzugehen. Ich will mich ja gerade auch auf der Bühne nicht mehr aussparen. Außerdem interessieren mich diese Kategorisierungen von Literatur nicht. Mich interessiert ganz radikal nur noch Kunst. Kunst als revolutionäre Behauptungsform, als Eigenentwurf. Alles andere ist Betrug an dem Metier, für das ich angetreten bin. Wo es Grenzen zu überschreiten gibt, wird es spannend für mich. Viele erfolgreiche Autoren sind deshalb so langweilig, weil sie nichts mehr riskieren, weil sie den Zaun nicht mehr wegräumen und nicht mehr rausgehen ins Schlachtfeld, wo sie sich verletzen könnten. Wo sie sich der Gefahr aussetzen müßten, lächerlich zu wirken oder ihren Ruf zu gefährden. Unter diesen Umständen ist sogar Botho Strauß mit seinem riesigen Gedicht mutig, auch wenn mir sein Klassizismus wie Readers Digest vorkommt. Aber der entäußert sich wenigstens. Oder Hochhuth, der dauernd Themen aufgreift, die er nicht bewältigt. Das ist viel spannender, als wenn Walser zum zwanzigsten Mal seinen Alterskomplex feuilletonisiert. Scheiternde Autoren sind mir lieber als siegende.

KONKRET: Zählst Du Dich mit Deinen politischen Stücken denn eher zu den siegreichen oder zu den gescheiterten Autoren? Immerhin bist Du ja mal soweit gegangen, die Leute im Theater zum Gewerkschaftsbeitritt aufzufordern und warst mit dem Stück sehr erfolgreich.

Kroetz: Das Stück, auf das Du anspielst, ist mühelos an 80 Theatern aufgeführt worden, wurde beklatscht und bewundert. Die Wirkung eines subjektiv hingekotzten Theatertextes wie »Bauern sterben« war aber mindestens ebenso groß - wenn Du die Reaktion der »Bild«-Zeitung als Symptom akzeptierst. Ich find's toll, wenn etwas passiert. Die Tabuzertrümmerung ist immer noch das Wichtigste. Nur muß ich die Tabugrenze jetzt mit meinem eigenen Leib durchbrechen. Die Möglichkeit der Innovation gibt es nur noch, wenn ich selber blutig bin. Damit gewinne ich Authentizität, so daß der Zuschauer oder Leser sagen kann: 'Aha, Selbstversuch. Er hat's erlebt.' Dann könnte es noch Wirkung haben.

KONKRET: Die Person Kroetz kommt in den früheren Stücken aber nicht vor.

Kroetz: Trotzdem war ich viel näher dran, hatte viel mehr abzutragen, konnte das auch viel schneller. »Männersache« habe ich in drei Tagen geschrieben. Das kann man gar nicht konstruieren. Das kam direkt aus der proletarischen Erfahrung heraus, aus der Arbeitslosigkeit, aus dem Elend. Auch mit der Wut und dem heute unverständlichen Vertrauen, daß Literatur etwas verändern könnte. Kurz vor der Uraufführung von »Heimarbeit« '71 - da war ich 25 - habe ich gedacht, daß jeder, der mein Stück anschaut, aus dem Theater rennen und schreiend zum Gewehr greifen müßte. Diese dümmlich-naive Vorstellung ist mir abhanden gekommen.

KONKRET: Bist Du jetzt auch auf dem Rückzug? Ein paar Skandale für den Literaturbetrieb und das war's?

Kroetz: Daß ich ein politisches Individuum bin, muß ich nicht mehr betonen. Seit 20 Jahren arbeite ich permanent politisch, nicht immer öffentlich in der letzten Zeit. Mein Name muß ja nicht überall dranstehen. Ich glaube heute, daß wir Schriftsteller eine der letzten liebenswürdigen einsamen Gruppen sind, die die Unsterblichkeit wie eine selbstverständliche Währung handeln. Dabei bin ich totsicher, daß die meisten ihre eigene Unsterblichkeit noch überleben werden. Sämtliche deutschen Schriftsteller haben nicht soviel Macht wie dieser agile junge Mann namens Richard Burt, der heute US-Botschafter in Bonn ist.

KONKRET: War das mal anders?

Kroetz: Ich hab es aber nicht gewußt. Ich habe tatsächlich geglaubt, ich hätte mehr Macht als der US-Botschafter.

KONKRET: Und was war nötig, um dahinter zu kommen?

Kroetz: Alter, Erfahrung, Leben.

KONKRET: Hatte das auch was mit der DKP und dem Sozialismus zu tun?

Kroetz: Da bin ich desillusioniert. Eine große Anziehung hat der Sozialismus nie auf mich gehabt. Ich bin auch nicht als Ostdeutscher in die DKP eingetreten, sondern als Westdeutscher. Ich war bayrischer Kommunist. Der reale Sozialismus ist jetzt vielleicht ein moderater Feudalismus mit einer proletarischen Duftnote, aber keine moderne Gesellschaft. Auf der anderen Seite stelle ich fest, wenn ich in Länder der Dritten Welt fahre, daß der reale Sozialismus dort der einzige Freund ist.

KONKRET: Ist die Bundesrepublik Dein Staat?

Kroetz: Selbst wenn ich zwei Vaterländer zur Auswahl hätte, ich hätte keines. Die Bundesrepublik ist in einem Zustand, daß es mir schwer fällt, mich Bürger dieses Landes zu nennen. Die DDR ebenso. Ich kann heute auf nichts mehr verweisen.

Das utopische Moment liegt für mich heute bei den Grünen. Da gibt es noch Ansätze von Humanismus. Aber auch einen Chaotismus, der einem alten Marxisten wie mir natürlich gegen den Strich geht.

KONKRET: Es geht das Gerücht, daß Du versuchst, in Bayern die Grünen und die Friedensliste für die Landtagswahlen im Oktober zusammenzubringen.

Kroetz: Die Verhandlungen laufen noch, aber sie sind sehr schwierig, weil - was ich nicht wußte - die Grünen doch sehr antikommunistisch sind. So antikommunistisch, daß ich manchmal fast erschrecke. Aber dieser Versuch, den ich weiterführe, war notwendig. Wir brauchen eine demokratische Mehrheit links von der CDU/CSU. Wie immer die Sache ausgeht, ich werde den Grünen helfen, 1986 - da oder nie - in den bayerischen Landtag zu kommen. Mit der Friedensliste, das wär mein »Traum« - obwohl das ein notwendiger politischer Akt wäre und kein Traum.

KONKRET: »Realistisch sein und die Träume nicht vergessen« heißt es im Vorspiel zu »Bauern sterben«. Nur hat man am Ende des Stücks den Eindruck, daß der Traum kaputt geht, sogar denunziert wird. Denn die Landjugend, die sich da zukunftsfroh aufmacht in die Stadt, findet nicht nur nichts, die Stadt macht sie krank und »daheim ist der Tod«. Im Nicaragua-Buch gehst Du den umgekehrten Weg: Aus der Metropole in die Dritte Welt. Gibt es einen Zusammenhang zwischen »Bauern sterben« und dem »Nicaragua Tagebuch«?

Kroetz: Ich mag das nicht interpretieren. Ich bin in den letzten Jahren viel gereist. U.a. nach Indien, nach Kalkutta. Es gibt dort wie überall in der Dritten Welt eine Flüchtlingsbewegung, die in den UNO-Statistiken nicht auftaucht: Millionen von Menschen fliehen vom Land in die Stadt.

KONKRET: Deshalb der Untertitel: Von Landshut nach Kalkutta.

Kroetz: Um die Dimension zu zeigen. Die Entwurzelung, der Verlust von Sprache, Heimat, Religion, Arbeit. Und zugleich das Neue nicht zu erreichen, das hat mich wahnsinnig getroffen. Es ist ein hoffnungsloser Text geworden, eine direkte Reaktion auf das grausige Elend. Die meisten Menschen gehen unter. Dieses Flüchtlingselend wollte ich als Passionsgeschichte, d.h. ich wollte es nicht, es ist mir passiert. Als bayrisches Requiem. Sicher ist es ein fragmentarisches Werk, chaotisch und in sich unschlüssig, Trauerarbeit, ein Assoziationsangebot. »Bauern sterben« und das »Nicaragua Tagebuch« gehören zusammen. Ich hätte den einen Text ohne den anderen nicht schreiben können.

KONKRET: Das »Nicaragua Tagebuch« erscheint nicht - wie angekündigt - im Suhrkamp-Verlag, sondern in diesem Frühjahr im KONKRET Literatur Verlag. Welche Schwierigkeiten gab es?

Kroetz: In dem Buch ist ein Text, der radikal mit einigen Kollegen umgeht. Weil nun schon im begleitenden Tagebuch von »Furcht und Hoffnung der BRD« überall dort gekürzt worden ist, wo es um Suhrkampautoren ging, habe ich diesmal diese eine Seite direkt an den Verleger geschickt mit dem Angebot: Macht ihr die Seite, kriegt ihr das ganze Buch. Unseld schrieb mir, aus Solidarität mit seinen Autoren könne er die Schläge unter die Gürtellinie nie und nimmer durchgehen lassen. Ich finde, die Sache gehört rein. Denn ich kann mir nicht vorstellen, daß Handke, Bernhard oder Walser diesen Rundschlag, den ich da mache, nicht verstehen, diese mittelamerikanische Moskitoverzweiflung eines Schriftstellers, der da nächtens eine Wut kriegt auf die schreibenden Kollegen zuhause, die so wunderschön im Einklang sind mit sich und ihrer Poesie. Eine Wut, die sich ja viel mehr gegen mich selbst richtete. Ich glaube auch, daß das Buch über einen kleinen Verlag besser zu machen ist. Der extreme Text kommt unabgefedert auf den Markt, plumper, roher, nicht eingebettet in eine Reihe und weggedrückt vom Arsch der großen Tante Suhrkamp.

Franz Xaver Kroetz: Nicaragua Tagebuch. Roman, 200 Seiten, Konkret Literatur Verlag, DM 24,-

Konkret 03/86, S. 74

Günter Amendt

Gültig oder Endgültig

Über Bob Dylans »Biograph«

Gewagt, wirklich sehr gewagt. Oder würden Sie dem Plattenmulti, der Sie - einmal angenommen - als Produktberater beschäftigt, eine Bob Dylan Werk-Ausgabe andrehen? Ich meine: hier und jetzt mitten im Synthesizer Getöse und ohne besonderen Anlaß. Kein Todesfall, keine Jubiläumsfeier. Dylans »Firma« hat es riskiert und auf fünf Platten dreiundfünfzig Songs pressen lassen, die das Werk des ersten *'punkfolksingers'* von 1961 bis 1981 dokumentieren - twenty *years of recording.*

Unter dem Titel »Biograph« läßt CBS »dem großen amerikanischen Popstar zu Lebzeiten schon eine Ehrung (widerfahren), wie sie sonst nur Klassikern zukommt.« Das macht Eindruck auf den 'Spiegel', der die »sorgfältig edierte Kassette« wie eine neue Marke im Dylan-Buch-der-Rekorde registriert. Tatsächlich ist die Geschichte von Dylans Veröffentlichungen rekordträchtig. Er war der erste, der mit einer Siebenminutenfassung von *'Like A Rolling Stone'* die damals übliche Jukebox-Länge von (höchstens) vier Minuten überbot, er war der erste in der Geschichte des Rock'n' Roll, der mit *'Blond On Blond'* ein Doppelalbum herausbrachte, er hat mit *'Renaldo And Clara'* den längsten, vierstündigen Videoclip aller Zeiten produziert, er war aber auch das erste Opfer von Tonpiraten, denn noch bevor die *'Basement Ta*pes'in den Regalen des Plattenhandels landeten, hatten sie ihren Triumphzug durch die Bootleg Szene schon hinter sich.

Nun eine Werk-Auswahl als Klassiker Edition verpackt: *The Ultimate Bob Dylan Box-Set.* Dazu: *A 36 Page Füll Color Booklet (Including.. An Exclusive Interview).* Dazu: *Rare Photos.* Dazu und obendrauf: Notes *On His Legendary Songs By Bob Dylan.*

Es lohnte sich schon, den Motiven nachzuspüren, die nicht nur »die Firma«, sondern Dylan selbst bewogen haben, eine so aufwendige Werkausgabe zu starten. Hat es mit dem . Revival der 60er Jahre Musik in den USA zu tun? Das würde den Zeitpunkt der Veröffentlichung erklären und verständlich machen, warum sich damit »die Firma« so viel Zeit gelassen hat. Denn von Dylans Fünfplattenbox war schon seit gut drei Jahren die Rede, und Bootleg Auskoppelungen der *'rare and unreleased recordings'* waren schon lange vor der Firmenpressung unterwegs. »Biograph«wurde Ende 1985 in den USA herausgebracht nach einem Konzept, das bereits 1982 festgelegt worden war und dann beibehalten wurde. Deshalb bricht der musikalisch-biographische Bogen 1981 so unvermittelt ab.

Dylan hat jedoch danach mit *'Inftdels'* (KONKRET 4/84) und *'Empire Burlesque'(KON*KRET 8/85) eine neue Schaffensperiode eingeleitet und nichts läßt darauf schließen, daß deren künstlerischer Zenit schon überschritten wäre. Vonwegen: der *endgültige Bob* Dylan. Wer aber hat die Lieder ausgewählt, wer hat sie nach welchen Kriterien zur Sammlung arrangiert? Dylan selbst fällt aus. Er hat sich an der Song-Auswahl nicht beteiligt. Es war auch nicht seine Idee, die Platte herauszubringen: »I *didnt really take a hand in thiw«.*

Schade, denn eine Auswahl von Meisterhand, egal wie sie schließlich ausgefallen wäre, hätte auf Dylans Verhältnis zum eigenen Werk schließen lassen und dem Hörer eine Chance gegeben, seine eigenen Vorlieben mit denen Dylans zu vergleichen und auf Übereinstimmungen oder Abweichungen zu prüfen. Doch Dylan hat sich rausgehalten. Sagt er. Heißt es.

Wenn aber ein Anonymus die Auswahl besorgt hat, dann fragt sich jeder, der sich mit Dylans Werk beschäftigt, welche Auswahl er selbst an dessen Stelle getroffen hätte. Fehlt was?

Jedem fällt was ein und jeder hätte wohl auch einen Vorschlag, welchen Song man im Austausch herausnehmen könnte. Dabei handelt es sich jedoch mehr um Würztips beim Abschmecken als um ernsthafte Reklamationen, denn die Werk-Auswahl ist gelungen, und die Vorgabe - von jeder Plattenveröffentlichung höchstens zwei Lieder - hat sich als sinnvoll erwiesen. Dieses Konzept läßt sich nicht von hinten aufrollen, weil dann die Kontraste verschwimmen würden, die der Arrangeur durch Verzicht auf eine chronologische Abfolge erreicht hat. Alles fügt sich zu einem Werk, nichts fällt ab oder heraus, auch nicht die Lieder aus Dylans fundamentalistisch religiöser Schaffensperiode.

»Biograph« kostet im Laden um die achtzig Mark, ein saftiger Preis, der die Frage erzwingt, für wen das Album eigentlich gedacht ist. Kaum für eine neues jugendliches Publikum, wie man spontan vermutet. Dagegen spricht nicht nur der Ladenpreis sondern auch die Verkaufsstrategie der europäischen CBS-Ableger. Dylans »Firma« tut nichts für das Produkt. Anzeigen werden nicht »geschaltet«, Rezensenten nicht »bemustert«. Man verläßt sich auf Flüsterpropaganda und die Kaufbereitschaft hartnäckiger Dylan-Fans.

Aber Bob Dylans Werk aus 29 Plattenveröffentlichungen extrahiert, wenn auch 'digitally remastert'- das kann nicht alles sein, denn ein Griff in die Plattenkiste und jeder könnte sich *seine Werk-Auswahl* selbstzusammenstellen.

»Biograph« vermittelt eine Hörerfahrung, der sich auch die nicht entziehen können, die auf technische Finessen nicht versessen sind. Man hat Dylan immer wieder vorgeworfen, seine Platteneinspielungen seien im Schnellverfahren produziert. Was stimmt und ihn deshalb kalt läßt, auch wenn er eingesteht, daß er mit den Tücken der Studiotechnik oft zu kämpfen hat: »Vor Jahren konnte ich ins Studio gehen, do it, und es wurde aufs Band übersetzt. Heute wird alles so gesäubert, daß etwas Falsches nicht mehr aufs Band kommt. And my stuff is based on wrong things«. Die digitale Bearbeitung der mastertapes von »Biograph« hat nichts geglättet und *the wrong* things« nicht übertüncht. Aber auch das wäre noch kein Grund, die teuere Fünfplattensammlung dem privaten Dylan-Archiv einzuverleiben, wäre sie nicht zugleich eine Fundgrube seltener oder gar unveröffentlichter Aufnahmen.

‘I’ll Keep It With Mine'und 'Percy's Song, ich nenne zwei von einundzwanzig dieser »rare and unreleased recordings« und auch die nur, weil jeder, dessen Qualitätsmaßstäbe nicht unter dem Müll verschütt gingen, den die Plattenindustrie täglich ausschüttet, sich verwundert fragen wird, warum Dylan diese Lieder, als sie ihm kamen, nicht gleich veröffentlichte: »Wenn ich die Zeit hätte, könnte ich einen Zehn-Platten-Set unveröffentlichter Songs zusammenstellen«, sagt Dylan dazu. Auf das, was er zurückhält, würden andere eine Songwriter-Karriere begründen.

Apropos »sorgfältig edierte Kassette«: Während Dylans Anmerkungen zu seinen Liedern in der US-amerikanischen Ausgabe auf der jeweiligen Plattenhülle stehen, wo sie hingehören, hat man sie in der europäischen Ausgabe zu einer Kommentarsammlung geheftet. Bei der Gelegenheit hätte man wenigstens die lyrics seiner unveröffentlichten Songs hinzufügen sollen. Ein Manko, das in den USA ausgeglichen wird durch die zeitgleich mit »Biograph« bei Alfred A. Knopf veröffentlichten »Lyrics 1961-1985«. Sie werden Ende 1986 als erweiterte Ausgabe von 'Writings And Drawings'bei 2001 herauskommen.

Dylan weiß um seine Bedeutung im US-amerikanischen Showbusiness. Nicht umsonst hatten ihm seine Kollegen beim 'Live-Aid-Concert' in Philadelphia den Epilog zugeschanzt. Für diesen eigenwilligen Abtritt, an dem sich das angeknallte 'Rolling-Stones' Duo Keith Richards und Ron Wood beteiligte, erntete Dylan jedoch herbe Kritik, weil viele nicht begriffen und nie begreifen werden, daß minimal art die einzig angemessene Antwort auf dieses aalglatt abgewickelte Marketing-Unternehmen war.

Auch seine eher beiläufigen Anmerkungen zur Lage der Landwirtschaft in den USA und dem Überlebenskampf der kleinen, von den Agromultis abgewürgten Farmer, fordert viele Kritiker heraus. Dem Anlaß nicht angemessen, politisch falsch, wichtigtuerisch, lauteten die Kommentare, wie übrigens auch zu dem von Udo Lindenberg verlesenen Statement der bundesdeutschen »Live-Aid-Band«. Dylans Antwort - Wochen später - der Auftritt beim »Farm-Aid-Coneert« gemeinsam mit Neil Young, Joni Mitchell und »Tom Petty And The Heartbreakers«, mit denen er seit dem 5. Februar den fünften Kontinent bereist.

Besänftigend auf Kritiker, denen Dylans soziales Engagement zunehmend Bauchgrimmen verursacht, dürfte auch sein Auftritt in Moskau nicht gerade gewirkt haben. Dylan nahm auf Einladung von Jewgeni Jewtuschenko an einem Poetentreffen im Vorfeld der »Weltjugendfestspiele« teil und trug dort drei »Gedichte« zur Gitarre vor. Nach Moskau zu gehen, das will was heißen in den rambofizierten Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Grell ausgeleuchtet wurde das politische Umfeld, in dem Dylan agiert, während des PEN-Kongresses in New York City. Wie tief das Gift des Reaganismus in den Hirnen sitzt von Schriftstellern und Intellektuellen, die einmal eine spezifisch amerikanische Form bürgerlicher Liberalität verkörperten und in der Rolle von 'liberals' unser Amerikabild durchaus positiv beeinflußten, wurde da deutlich.

Reagan darf auftrumpfen. »Die alten Tabus und der Aberglaube des Liberalismus sind zusammengebrochen und praktisch weggefegt und durch einen robusten und aufgeklärten Konservatismus ersetzt worden«, brüstet er sich vor Neokonservativen. Daß heißt: Sie haben die Fronten gewechselt, sie sind Rechte geworden, einige sogar Rechtsextremisten, so rechts jedenfalls, daß bundesdeutsche Literatur-Repräsentanten wie Günter Grass als Linke erscheinen mußten. Und auch das ist, bezeichnend: Es war nicht einer der US-Großschriftsteller, sondern Allen Ginsberg, der eine Resolution zustandebrachte, die sich mit dem Kampf des nicaraguensischen Volkes gegen Contras und CIA solidarisierte.

Widerspruch gegen Reagans Politik der physischen, psychischen und ästhetischen Brutalisierung des US-amerikanischen Alltagslebens kommt nicht von den Schriftstellern, den Schauspielern, den Theater- und Filmleuten, wenn er überhaupt kommt. Es sind die poets, songwriters, egal wie man sie nennen will, die ihre *lyrics* mit den Rhythmen der Populärmusik - rock'n'roll, folk und rap, reggea and blues - verbinden. Und treibend in diesem Prozeß der Rückbesinnung auf soziales und politisches Engagement sind, wenn ich mich nicht täusche, vor allem jene Künstler, deren Biographie und künstlerische Wurzeln in die Populärkultur der 60er Jahre zurückreichen. Sie haben allen Grund, sich zu wehren, denn es ist vor allem diese Populärkultur, die von der triumphalistischen Dummheit des Neokonservatismus am meisten bedroht ist.

Und so ist es nur selbstverständlich, daß sich Dylan auch an der Boykottbewegung gegen den südafrikanischen Vergnügungspark »Sun City« beteiligt. Eine neue Protestkoalition, die auch innenpolitisch einzugreifen beginnt, scheint

sich um die Südafrika-Frage zu sammeln, und es ist mehr als nur von symbolischer Bedeutung, wenn anläßlich des erstmals als Nationalfeiertag begangenen Martin Luther King Gedenktages Stevie Wonder und Bob Dylan in einer TV-Show der New Yorker 'Radio City Music Hall' auftreten: der Alte mit dem Jungen, der Schwarze mit dem Weißen.

Dylans Öffnung, absehbar seit *'Empire Burlesque,'* hat auch seine Haltung gegenüber der Medienöffentlichkeit beeinflußt. Innerhalb kürzester Zeit hat er mehr von seiner Arbeit und über seine Motive gesprochen, als in all den Jahren zuvor. *»Spin«* veröffentlichte ein *'Not Like A Rolling Stone Interview,' »Rolling Stone«* bringt ein *'Rolling Stone Interview,* und *»Biograph«* enthält ein Interview des *»Rolling* Stone«-Mitarbeiters Cameron Crow. Und jedesmal gelingt es Dylan, viel zu sagen, ohne geschwätzig zu sein, Motive offenzulegen, ohne sich psychisch zu entleeren, immer in der nötigen Distanz zum Publikum bzw. dem Interviewer, der das Publikum vertritt.

Aber Dylan muß sich vorsehen, denn die Medienhaie schnappen blitzschnell zu, sie werden sich mit Werkstattgesprächen nicht lange zufrieden geben. Dylans veränderte Attitüde gegenüber Medienvertretern ist verständlich, wenn man akzeptiert, daß er damit eine neue Publikumsgeneration erreichen will. Die kritisch-distanzierte Haltung mancher Akteure der 60er Jahre gegenüber den Massenmedien, die sie zugleich, ob sie wollten oder nicht, auch bedienten, wirkt auf die Mehrheit der Jugend heute antiquiert, sie kommt nicht an, sie wird kaum verstanden und eher als Verweigerung gegenüber dem Publikum selbst interpretiert.

In den Interviews zum Jahreswechsel entwickelt Dylan eine faszinierende Sprechprosa in ständig wechselndem Rhythmus. Man glaubt, ihn sprechen zu hören, und man hört die literarischen Vorbilder der *beatgeneration heraus* und die musikalischen Vorbilder des *talkingblues* und des rap.

Dylan steigt weit zurück in die 60er Jahre, ohne sich im Nostalgischen zu verlieren. Er spricht von seiner Kindheit und Jugend, ohne gleich das ganze Familienalbum aufzublättern. Seine moralische Integrität als Künstler, seine scharfe Wahrnehmung der gesellschaftlichen Wirklichkeit, sein Wissen um Herrschaft und Unterdrückung und seine Bereitschaft, sich in den Texten seiner Lieder auf die Seite der *poor emigrants,* der outlaws, der *freaks* und *rebels zu* schlagen wurde geprägt von der Umwelt seiner Jugend: »Das war nicht eine reiche oder eine arme Kleinstadt«, sagt er über Hibbing, Minnesota,»jeder hatte so ziemlich das gleiche und die wirklich Reichen lebten da nicht, das waren die, denen die Minen gehörten, and they lived thousands of miles away«.

Von denen, die heute als Charts-Renner und Hitparaden-Stürmer das Musikgeschehen bestimmen, ist selten eine Reflexion über die Quellen, aus denen sie alle schöpfen, zu hören. Dylan dagegen nennt sie alle - die Namen, die ihm Vorbild waren. Mit *`Baby* Let *Me Follow You Down'* wurde ein Lied in Dylans »Biograph« aufgenommen, das Eric von Schmidt zugeschrieben

wird. Eine kleine Verbeugung, ein Stück Wiedergutmachung gegenüber den Mitbewerbern, die sich im New York der frühen 60er Jahre nicht nur um das Erbe von Woody Guthrie stritten, sondern sich auch um das im *blues undfolk* angelegte musikalische Volksvermögen rauften. Und Dylan war ein Raufbold damals.

The sixtiev Erst seitdem es sie gab, sprechen wir von den *seven*ties *und* den *eighties,* immer auf der Lauer, das an ihnen typische nicht zu verpassen. Der Witz dabei: Als die 60er Jahre »the sixties« waren, wußte niemand - ob Künstler oder politischer Aktivist - daß dies die Jahre sind, die man einmal »die 60er Jahre« nennen würde. Und wer heute am häufigsten davon spricht, hatte damals am wenigsten damit zu tun. »Es war wie die Landung einer 'fliegenden Untertasse'... that's what the sixties were like. Everybody heard about it but only a few really saw ist.o Und so ist es auch mit dem RockWRoll. *Rock* 'with capital W sage ihm nichts, sagt Dylan. »Now it's just rock... no roll, the roll's gone«, sagt Dylan und da hat er recht. Aber »die Zeiten ändern sich noch immer, jeden Tag. I'm trying to slow down every day, because the times may be a-changing, but they are going by awfully fast.« Und damit begibt sich Dylan zurück in die eighties, die es nicht gäbe, wären da nicht die sixties gewesen. Wie gesagt. Siehe oben.

Oben, das ist der Ort an dem Dylan sich noch immer aufhält.

Konkret 03/86, S. 78

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

HALLO, SEKUNDEN!

Hört mal n Moment zu. Gnadenlos zuzzelt ihr uns, pö a pö, aus. Und tut dabei so, als ob nichts wär. Von wegen. Unser Leben geht drauf. Aber das juckt euch nicht. Wenn wir aber schon mal einen Ton sagen, dann hagelts Ausreden bei euch. Die muß partout »aufschließen«, weil sonst der Abstand zu groß werde, die fühlt sich von den Nachfolgenden »gedrängelt« und die ganz Ausgebuffte behauptet, »verantwortlich« für dieses menschenmordende Gehetze sei »der Zeiger«. Wir sind der Meinung, daß in der Zeitrunde '86 eine 4,2 %ige Schrittverminderung angemessen ist. Dies, Sekunden, setzt freilich Gesprächsbereitschaft eurerseits voraus. Wir hören...

WINDELN

Ihn sieht man nicht. Seine aus Wehrmachtsbericht und Verbraucherrausch gefickte Stimme kommt aus dem Ooff: »Daahhss ist die Wieeenddäll, auf diee siee schaftn langg gewarrttet haben ... « Und dann schlägt ein Schnittrhythmus, brutaler als der vom Bobele aus Leimen, die Jungmütterfressen ins Verbrauchergemüt, zzinggdoingg, Fresse für Fresse, Satz für Satz: »Wir sind sehr zufrieden« - »Begeistert« - »Gaanz toll« - »Ich bin totahl begeistert. « Und dann erscheinen die Madonnenvisagen wieder, als ob er's ihnen ganz lieb abgefoltert hätt, gestehn sie im Zeugenstand an der Wickelkommode (und da fläzt sie, die Brut, diese süßen Seicher, diese nach Mutterliebe und -milch bulimerischen Maden): »Er hat also weder ein nasses Beuchlein nochn nassn Rücken« - »Die Haut ist trockener« - »Sie hat geschlafen wien junger Gott«... Und dann dröhnt der Dromarktmoderator wieder, jetzt als Ingenieur, der, vokalisch aus dem Gaumensack heraus, den Aufzuchtsflitzen das genialische Stausystem an Beibies Pisssee verklickert: »Die ainzigaartige blaue Auslaufsperre hält Beibies Beuchlain trokkännäär, abbäär dieese Winnndälll kann noch mähr« - Und jetzt marschieren die Tittenbärinnen wieder auf, taper taper: »Es kommt mehr Luft an die Haut« - »Ja, die Haut bleibt frisch« - »Sie kann eben Luft holen und atmen« - »Ich finde die gaanz toll« - Und nun der Schreihals wieder: »Denn diees ist die ärrste Whendä11, die luftdurchlässige Pooren an den Bündchchjän hat« - und dann die flokatiweiche Fanfare und dann dröhnt der Kerl aus dem Off als sei Christus erstanden: »Es ist - jaaaa, die noie Pärnperrs« ... Aber noch ist es nicht zu Ende, das grausame Stück, drei Hennen legen jede noch ihr Ei: »Die neue Pampers ist für uns die richtige Windel« - »Ich würde auf jeden Fall bei der neuen Pampers bleiben« - »Für den kleinen Mops möchte ich auch die Pampers« - und jetzt erst ist der Spuk vorbei.

Ich persönlich würde ja dieses Grauen demütig und eselsgeduIdig erschauen. Aber - in mir löst sich, wie das Schneebrett am Südhang allen Halt unter sich aufkündigt, mir nicht mehr gehorchend die Woge namens Hass, in mir ersteht eine herodessche Soldateska grausamster Gefühle, die im Zerstampfen und Schänden alles Heiligen zwischen Zeugung, Presswehen und ei guzzi guzzi nicht mehr die zehn Gebote kennt noch das StGB, weder die ehernen Konventionen noch die Furcht vor der Strafe aufgrund deren Verletzung, die den guten Geschmack vergewaltigt und dessen Grenzen niederreißt, die diese hübschen Mütter im Werbefernsehen in ihrer eignen Milch ersäuft, die ihre Bälger mit Brennesseln züchtigt und Pisse und Scheiße auf sie regnen läßt, die auf die Dächer der Zellstoff-Fabriken den roten Hahn setzt und ihn solang krähen läßt, bis alles Asche ist, die die Schiffe, die die Bündchen aus dem fernen Hongkong herbeigeschafft, im Hafen in die Luft jagt, die - - -

JOSEF

Warum hast du aufgelegt? Ich wollte dich nicht vorführen, nein, du bist kein Deutsches Gespräch, ich wollte nur wissen, warum tuest du also? In deiner Fernsehkolumne »Teletäglich«, wo du immer so fleißig die sozialdemokratischen Fliegen wie 'Panorama' oder 'Monitor' als Moskauer Brummer entlarvst, sangst du das Lied vom braven oberbayerischen Almgastwirt, der »seinen Gästen dort mit Hilfe einer 1,8-Meter-Parabol-Antenne internationale TV-Programme, zum Beispiel die Worldnet-Nachrichtensendung 'American today' oder die Videoclips von 'Musicbox' direkt aus London« vorspielt. »Nicht auszudenken«, erregtest du dich, »wenn etwa die SPD-regierte-Presse- und Weltstadt Hamburg so weltoffen sein würde wie diese Alm in Oberbayern ... «

Josef! Ich wollte dich nicht betuppen, bin auch kein Springer-Fresser - Wollt nur wissen: Warum tuest du also? Weißt denn nit, Seppl, doaß bei uns die Parasolpilzl aussterm in söllm Maß wie'd Parabolantennen ausm Föls schiaßn? Host nit ghört, daßd Allgäuer Älpler tungsiedelt werden sulln nach Zirndorf und Friedland zu die andern Flichtling, weils Leben in dr Hoamat z' lebensgfährlich wurdn is? Jo, Sepp, du, do könna mia dann im Berggasthof »Nordwand-Pub« mit dem ParaboI aus Amerika die Nachricht hörn:

Oberstvillage: Yesterday collapsed under the weight of monumental TV-Parabol-Mirror-Antens big parts of woodless hillsides of the foghorne down to the valley and buried the Holiday-Montain-Pub under itself. Sepp: Willst du das? Dies nur wollt ich dich fragen, du aber sagtest: mit konkret rede ich nicht, machen sie das schriftlich an meine Redaktion. Sepp! Sepp!! Ich will dich doch nur retten. Sepp!!!

FASCHINGSSONNTAG

Wen lade ich heut ein zum relaxerischen Schifferlfahren auf dem mächtigen Elbstrom? Mal schaun in der Freundschaftskartei, da wär ein Fotomodl, ein Alkoholabusus, ein RAFa.D.... Ach was, heut ist mal wieder der Rainer dran, der »Baron«. Baron heißt er seines physiologischen (nicht modischen!) outfits wegen, faktisch fließt lediglich Arbeiterblut in seinen Adern. Drucker ist er seit seiner Pubertät und gehört, er hat die mittleren gewerkschaftlichen Weihen und trägt die Lohnkampfspange in Silber am Blaumann, zum qualifizierten Proletariat. Unsere Freundschaft reicht retour ins anno primo post vallum socialisticum, als wir, zusammen mit »Puter« (der kann heut nicht, der schiebt Stalldienst bei seinen Schafen im Wendland) in WB die erste schichtengemischte WG hochzogen.- Der Baron brachte das Prolomoment mit, ich spielte, von allem Ahnung null, den Künstler und Puter war als Student der Intellektuelle. Ein Vierteljahrhundert währt nun unsere Freundschaft. Und warum? Weil wir in der Zurkenntnisnahme eherner wie einfachster Regeln harmonieren: 1. großes Geld frißt mittleres Geld, mittleres Geld frißt kleineres Geld, kleineres Geld wird gefressen. 2. den Frauen nicht dauernd dreinreden (machen die ja auch nicht bei uns). Ach, schaukelt das Schiffchen schön elbabwärts, die Kombüse reicht Flaschenbier und Kaffee und der Baron widerlegt wie nebenbei (corpore suo argumentum speciei Aristotelicae controrium) daß der Geist die einzige Geige spielt: Jetzt hat er schlapp 30 Jahre Hunderte von Tonnen Papier in die Rotation gestemmt und nun geht sein Gestell aus

dem Leim. Frührente!

Konkret 03/86, S. 81

Diedrich Diederichsen

Pandämonium Shadow Show
Beuys, Becker, Hackethal und Andere

»Das klingt trivial, das ist trivial, aber es ist wahr.«
(Stephan Derrick)

*I*ch hatte eigentlich schon länger nichts mehr von KONKRET gehört. Ich weiß, daß Artikel, die ihre eigene Entstehungsgeschichte erzählen das Ding vom vorletzten Jahr sind, aber was sein muß, muß sein. Ich hackte gerade ei nen SPEX-Artikel in den kleinen elektronischen Motherfucker von einer Schreibmaschine, schlürfte von dem abgestande nen Ersatz-Cognac aus unserer Redaktionsflasche, als KONKRET anrief und einen Artikel bestellte: über die neuen Deut schen. Gemeint waren die neuen erfolgreichen Deutschen, die Wende-Idole: Schimanski, Becker, Klitzing and the lot. Mein verdammter Fernseher war aber zu der Zeit verpfändet (Spielschulden sind Ehrenschulden) und daher kannte ich die Brüder und ihre eminent politische und propagandistische Bedeutung für das Regime Kohl nur aus der Zeitung, genauer: aus der »Bunten«. Die hatte nämlich in einem ihrer »Man-kann-wiedem-Artikel (Ihre »Man-geht-wieder-in-die-Tanz-stunde«-Artikel sind naturgemäß wie alles an dem Blatt ein Reflex des »Stern«, in diesem Falle dessen »Man-trägt-wiedem-Mode-Artikel, die die »Bunte« Nummer für Nummer ins Gesamtgesellschaftlich-Zeitgeistmäßige hieft, worin sie wiederum Vorbild von »Tempo« ist) genau die gleichen Typen zusammengestellt und damit den von mir zu schreibenden KONKRET-Text bereits geschrieben. Wenn die Bunte nämlich deutsche lügenden herbeihalluziniert und auf ein paar armselige Figuren aus dem Fernsehen projiziert, dann bräuchte KONKRET das nur nachzudrucken und die Ironie, die kritische, würde sich das aufgeklärte Publikum schon dazuhalluzinieren. Ich bin sicher, daß eine Leserschaft, die sich nicht scheut, an »Radikalauern« ihren Spaß zu haben, ihre Lektüre gerne besonders gründlich nach schlaumeierischer Ironie abgeklopft.

Ich hatte inzwischen beim Bingo einen Topf Geld gewonnen und machte mich daran, die Kiste aus dem Pfandleihhaus auszulösen. Da geschah es, daß KONKRET zum zweiten Mal anrief. Ich hatte inzwischen einen ironischen Bunte-Illustrierte-Artikel fertig und natürlich gleich wieder zerrissen. Da starb Beuys und KONKRET sollte von mir einen Beuys-Nachruf angeboten bekommen. Denn so gern ich in KONKRET politische Artikel lese, so verhaßt ist mir die Seilschaft von Künstlern und Kunstkritikern, die Nummer für Nummer über die Verderbtheit und Verhurtheit der jungen Künstler abproben darf. Greise, die gut im Futter stehen (von Hrdlicka über Janssen bis Bruno Bruni) und außer Ahnungslosigkeit über Wollen und Wissen aller unter 50, einer einigermaßen weißen antifaschistischen Weste (in dem Sinne, daß Antifaschismus der kleinste gemeinsame Nenner ist, auf den sich alle wohlmeinenden Bürger einigen können) und einem durch die Bank grauenhaften Staatskunstgesamtwerk (Staatskunst im Sinne von Thomas Bernhard, auf den wir noch kommen werden), nichts zu bieten haben. Daher, dachte ich, soll dieses offene linke Diskussionsforum doch mal gesagt bekommen, daß und warum Bernhard, Beuys und Fassbinder die Größten sind oder waren, obwohl für einen verdächtelnden Verstand so viel dagegen spricht.

Doch inzwischen lief zuhause die Kiste wieder und ich hatte Gelegenheit, auch die anderen Fragen noch einmal zu überprüfen. So spielte Boris Becker im Januar im Masters-Turnier von New York gegen die Tennis-Weltelite und ich war in der Lage, die verbreitete Behauptung zu überprüfen, Becker sei Vorbild und Archetyp des neuen Jugendtypus, der überangepaßten, gewissenlosen, Matt-Bianco-, Talking-Heads- und Style-Council-hörenden, karrieristischen Yuppies. Zu meiner Überraschung stellte ich fest, daß das Gegenteil wahr ist.

Becker ist ein Hund. Ein geifernder, lefzender Hund, mithin das, was genau die Generation vor ihm, die Punk-Generation immer gesungen hat: »I wanna be your dog«. Könnte Becker nicht Tennis spielen, würde er Lehrer ärgern und sich beulen, Rentner erschrecken und sich pathetische Fighter Lebensentwürfe zurechtbasteln wie eben The Clash und Johnny Rotten, die Punks eben, deren zehnjähriges Berufsjubiläum, und damit historiegewordene Ungefährlichkeit, heutzutage die Lifestyle-Illustrierten feiern, die Bannerträger des Yuppietums.

Während Becker etwas vom Geist des Punk, wenn nicht sogar des frühen Elvis, denn wer anderes könnte das Vorbild des sich mit Glasscherben die Zähne putzenden Tiriac sein als der Colonel, Elvis' Manager, in die Gegenwart rettet. Damit keine Mißverständnisse aufkommen: Boris ist kein deutscher Schäferhund, sondern Big Mama Thorntons »Hound Dog«. Er steht Iggy Pop und Sid Vicious näher als Schimanski, Paul Young und Franz Beckenbauer. Mag ihn die deutsche Öffentlichkeit noch so in ihr Herz schließen, sie weiß noch nicht, daß zukünftige Wimbledon-Gewinne für Frauen, Drogen und Massaker draufgehen werden. Um dies zu verstehen, muß man sich nur einmal die Mühe mache/n und ihn sich im Fernsehen anschauen, wenn er mit der Rasierklinge den Centre Court schleift.

Aber dann starb ja Beuys und die ganze Armada der KONKRET-Kunstexperten schüttete ihr Wissen, bezeichnenderweise in der »Zeit« aus. Einer zum Beispiel ließ sich dahingehend ein, daß der Mann zwar zuviel Show gemacht hätte, aber ein paar frühe Zeichnungen... Jeder kennt diese Sorte Kunstfreunde, diese feinsinnigen Anhänger »früher Zeichnungen«, im

Prinzip sind es dieselben, die die leisen Töne der Liedermacher dem Hard-Rock oder Punk-Rock, die Abgeschiedenheit der Toscana dem lärmenden Ueiben auf der Buchmesse, die stille Eröffnung der Kellergalerie dem anschaulichen Remmidemmi bei Paul Maenz und eben frühe Zeichnungen dem Beuys-Hit »Wir wollen Sonne statt Reagan« vorziehen.

Dabei hat es selten etwas Bravouröseres gegeben. Wie Beuys sich eben nicht ziert, nicht scheut, den Star raushängen zu lassen, kündet von einer Einsicht und Weisheit, die so vielleicht noch Andy Warhol aufbringt, aber sonst niemand mehr.

Schwierigkeiten macht den Nachrufern natürlich auch, daß sie über Beuys nicht wie über verwandte prominente Opfer ungeteilten Postmortem-Respekts nicht schreiben können. »Er setzte sich zwischen alle Stühle«. Weil er genau das nicht tat, weil er wußte, wie unsinnig es ist, sich auf den allerbequemsten, allerbreitesten Stuhl zu setzen, der da heißt ZWISCHENALLESTÜHLE. Beuys setzte sich stattdessen auf alle Stühle. Seine Kunst schluckte die ganze Welt, nicht nur alles, was der Fall ist, sondern auch alle Techniken, darüber etwas zu sagen: also von Wirtschaftstheorie bis Rockmusik scheute er kein Mittel, alle Diskurse mit positiven utopistischen Botschaften zu besetzen. Und hier liegt eben auch seine Bedeutung für die Generation der heute 30-40jährigen, von Dahn bis Oehlen, die KONKRET regelmäßig mißversteht: Beuys machte ihnen vor, daß ein guter Künstler nicht außerhalb seines Werkes sich kameradschaftlich mit allgemein anerkannten Weltanschauungsbrei genauso zu Wort melden darf wie jeder Soziologe, Journalist, Pädagoge oder Antifaschist, daß er sich aber andererseits nicht auf das Herstellen von ewig frühen Zeichnungen beschränken darf. Ein Künstler muß immer sich zu Wort melden und überall alles und mehr fordern, denn er ist was besonderes.

In diesem Sinne war auch nur der Satz »Jeder Mensch ist ein Künstler« zu verstehen, als humanistische Grundwertfeststellung: Jeder Mensch ist was Besonderes, jeder sollte das Außergewöhnliche, Unverständliche fordern. Aber eigentlich bedeutete er das Gegenteil, nicht daß jeder Mensch ein Künstler ist, sondern daß ein jeder richtige Künstler dies als ganzer Mensch ist und stören soll, wo immer ihm ein selbstgenügsames, folgenloses Gerede auffällt.

Auch dies etwas, was man am besten im Fernsehen überprüfen konnte Dort konnte man noch einmal sehen, wie Beuys mit Bazon Brock über die Zukunft der Welt, ihrer Wirtschaft und diverser Dinge diskutierte, der von Kritiker Platschek monierte, für Beuys so typische »babylonische Redefluß« streifte eine Fülle von Items, schlängelte sich durch seine utopistischen fixen Ideen. Und Brocks immer wieder erhobene Stimme der Vernunft vermochte weder ihn zu stoppen, noch mich zu beeindrucken. Obwohl Brock augenscheinlich im Recht war, zumindest nach den Kriterien der Vernunft, die doch auch für mich die vornehmsten sind. Nur, das hier war Kunst. Und Kunst ist mehr als ein ödes Rechthaben aufgrund einer öden Fachkenntnis.

Nicht daß Kunst sich notwendigerweise der Metaphysik bedienen müßte, könnte sie auch gar nicht, denn, sachgemäß behandelt, wird der metaphysische Diskurs unter den Händen eines Künstlers genauso zu etwas anderem wie alle anderen Materialien. Deswegen ist der Beuys, der nachts von Engeln Besuch bekam, auch sympathischer als die großen rationalistischen Bildhauer und Graphiker aus der KONKRET-Szene (obwohl mir sonst Rationalisten sympathischer sind als Spökenkieker - eigentlich unnötig, dies zu sagen, sowie der kosmische Vollidiot Stockhausen eben trotz allem der bessere Künstler ist als der pfiffig-schlaumeierische, ironische Provokateur Mauricio Kagel. Auch wenn die bildende Kunst mit dieser Idiotenschiene nichts zu tun hat.

Der vollendete Beuys-Schüler aber ist naturgemäß Josef Hackethal, der pünktlich zu Beuys Tod den einzig möglichen, über den Satz »Jeder Mensch ist ein Künstler« hinausgehenden Satz in die Welt setzte: »Jeder Krebs ist heilbar«.

Und natürlich hatten die beiden Professoren, die ihm im »Spiegel« nachwiesen, daß er unter die Kategorie der »autistisch-undisziplinierten« Ärzte falle, recht, medizinisch-philosophisch gesehen, aber, was uns der Fall vor allem lehrt, ist doch, daß schöner noch, als einem wirklichen Künstler bei der Arbeit zuzusehen, das Erlebnis ist, einem verhinderten Künstler dabei zuzusehen, wie er zu einem richtigen Künstler wird, wie er dazu beiträgt, daß sich das sattsam bekannte Beuyssche Diktum bewahrheitet.

Denn einer kann noch so sehr der bedeutendste Künstler der Nachkriegszeit sein, man weiß doch immerhin, daß man von einem guten Künstler gute Kunst erwarten kann und wenn man sie dann kriegt, ist man's zufrieden. Wenn aber Hackethal, den man bis dahin für einen blöden Medizin-Reformator gehalten hat, plötzlich ein elaboriertes, komplettes Wahnsystem ausspuckt, das sich mit Größen des Genres wie Senatspräsident Schreber messen kann, dann kommt echte Freude auf.

Währenddessen, garantiert nicht im Fernsehen, sondern in Wien, dem einzigen Ort des Westens, den der anglo-amerikanische Kulturimperialismus noch nicht erreicht hat (was einen manchmal, aber nicht immer, denken läßt, daß dem angloamerikanischen Kulturimperialismus doch das eine oder andere segensreiche Element anhaftet) sitzt Thomas Bernhard, der Besitzer der einzigen Alternative zur Beuys-Methode, die ein zeitgenössischer Künstler anwenden kann: Haß statt Liebe.

Wirklich alles hassen, statt wirklich alles lieben, anders geht es nicht, meine Freunde der Zwischenlösungen, des vernünftigen, moralisch-integren Mitredens. Kunst bedeutet Maximalforderungen stellen. Und das, das Formulieren einer Maximalforderung, ist in Zeiten der Minimalforderungen die politische Bedeutung der Kunst. Daß sie den Menschen

erstmal wieder vertraut macht mit der bloßen Technik der Maximalforderung. Das Maximum, das sollte man doch auch in euren Kreisen einsehen, ist die Waffe, gegen all diejenigen, denen es genug ist, wenn es keinen Krieg gibt.

Natürlich gibt es, wie überall, wo es nur zwei Möglichkeiten gibt, noch einen dritten Weg zur Wahrheit: Fassbinder. Liebe und Haß. Aber, wie uns sein Beispiel lehrt, ist das zuviel für einen einzelnen Menschen.

Konkret 03/86, S. 84

Horst Tomayer

»Und hats ihm in Bauch neigrennt«

Die »Schwarzwaldklinik« hat sich etwas geleistet. Das war zuviel. Horst Tomayer telefonierte mit einer Frau, die sich durch das ZDF geschändet fühlt

Grüßgott, Frau Mayerl, ihr habts in der »Bild am Sonntag« gsagt, daß ihr das ZDF verklagen täts am liebsten, wegen der Schwarzwaldklinik, habts ihr schon verklagt?

Nein, bis jetzt ham mir weiter nichts unternommen, weil im Moment hat sich bei uns privat ein bißl viel getan, aber wir überlegen uns schon wies weiter geht, ich mein, ich fürchte bloß, daß eine Klage nicht viel Sinn hat, wissen Sie, das ZDF hat einen dermaßen großen Einfluß und ich fürchte, daß wir da total untergehen. Wir sind keine Millionäre und so gesehen können wir uns dreißig oder vierzig tausend Mark Prozeßkosten nicht leisten, das würde uns die ganze Sache letzten Endes kosten.

Wer meinen jetzt Sie daß schuld war an der ganzen Gschicht?,

Was heißt Schuld, ich mein, einer schiebts natürlich auf den andern, schuld ist für mich einzig und allein der Regisseur, der Produzent, der das macht. Ich mein', für mich ist das der einzig Schuldige, weil die im ZDF sagen ja, ja mir haben ja den Film vorher nicht gesehen, ich mein, abgesehen davon, wissen Sie, wenn man sagt Schwarzwaldklinik, das ist eine Familiensendung, dann vermutet man nicht, daß solche Szenen natürlich in der Schwarzwaldklinik gesendet werden, also so gesehen, ich glaubs zwar nicht hundertprozentig, daß das stimmt, daß die sagen, da haben wir nichts davon gewußt, aber sagen wir okay, ich mein, was solls, aber im Grunde genommen ist es der Regisseur oder der Produzent, beide, wenn mans so nehmen will, die sind die Schuldigen, weil die in einer Familiensendung so was nicht zeigen dürfen, gell, weil da hätte die Kamera vorher abblenden müssen und hätt man irgend was anderes zeigen müssen, aber so nicht, gell. was wollens denn den Kindern noch zeigen heute? Gell? Ich mein', da ist ja alles drin, von Mord über sonst irgend was, Diebstahl letztes Mal wieder, da war auch dann schön gezeigt, das war abends, im Abendprogramm, der Derrick, aber da sitzen Halbwüchsige davor, da hat man genau gezeigt, wie man ein Zylinderschloß knackt. Da sag ich zu meim Mann, ja wunderbar, praktische Anleitung, hab i gsagt, hervorragend, sowas natürlich wieder im ZDF, gell, also das ZDF scheint hier besonders prädestiniert zu sein für kriminelle Handlungen, gell, sag i zu meim Mann, schau hin, wunderbar, jetzt wird den Halbwüchsigen schon gezeigt, mit vierzehn, fuffzehn, wie man das macht.

Wia oid isn Eahnera?

Der is neun, der Ludwig.

Was -hat jetzt der dazu gsagt, wia er das hat oschaugn miaßn?

Ja, sagn ma mal so, ich hab, nachdem ich gmerkt hab, daß die Kamera nicht abschwenkt, hab ich ihn, bevors für mich peinlich wurde, ja, hab ich ihn dann ausm Zimmer geschickt, gell, wir ham dann drüber gesprochen, mein Sohn ist aufgeklärt, wir ham dann drüber gesprochen. Aber wissens, mir ist es peinlich, wie wollns das denn am Sohn erklären gell, der grad heranwächst und eigentlich eine sehr heile intakte Familie hier hat und dann kommt so was im Fernsehen, i hab also grad noch gsagt 'jetzt schaugst aber, daßd wegkommst', haha, ich war ganz platt.

Is er nausgegangen? Oder wollt er dableibn?

Na, na, er geht, weil, ich mein, er folgt dann, gell, i hab dann gsagt 'jetzt abe schnell weg, und er weiß, wenn i sag, jetzt gehst vorm Fernseher weg, dann wirds brenzlich, und dann geht er, weil er sich selber damit belastet und da ist er vernünftig genug, daß er dann geht, gell. Aber er hat immer noch genug mitbekommen, wie der ihr den Slip runtergrissn hat, das hat er ja alles noch in aller Deutlichkeit gesehen, na, gell, i mein, was wollns da machen, haha.

Wann habts jetzt ihr den Ludwig wieder reingholt?

Wir haben ihn dann schon amal, wissens, das Kind muß ja dös verarbeiten. Und für das Kind wars dann für meine Begriffe wichtig, daß man sich zusammen noch einmal vor den Fernseher setzt und das anschaut, daß er sieht, wies weitergeht. Und wies weitergegangen is, das war dann sehr frustrierend. Weil wir gedacht ham, vielleicht kann er das jetzt ein bißl verarbeiten, wenn das Mädchen dann irgendwie Klage erhebt oder was, aber das war ja ein einziger Frust, weil das war ja nichts, das war ja eine einzige Frustration, diese ganze Sendung, das Mädchen hat ja nicht weiter geklagt, und die hat dann mit ihrem Bruder den andern niedergestochn. Und das hat man wieder in aller Deutlichkeit gsehn, wie die ihm das Messer unten reinrennt und ihn zum Krüppel macht, gell, die hat ein Stilett gnommen, und hats ihm in Bauch neigrennt, genauer gsagt, weiter unten, haha, also die hatn halt kastriert auf gut deutsch gsagt, und das hat man wieder in aller Deutlichkeit gsehn, wir ham gedacht, wissens, der Bub ist bloß dagsessn, ist blaß geworden, gell, hab i gsagt, sieligst es da, das ist reine Frustration, die ganze Sendung war ein solcher Reinfall, und ich hab bisher die Schwarzwaldklinik sehr gerne angschaut,

muß ich ehrlich sagen. Das ist a Sendung, die einem a bißl vom Alltag ablenkt es is a Klischeeschmarrn im Grunde gnommen, na, aber wir hams uns halt angschaut, weils irgendwie a bißl unterhaltend war, aber es ist frustrierend gewesen am laufenden Band, gell.

Ich hab mit dem Herrn Lichtenfeld geredet, das ist der Drehbuchschreiber und der hat gsagt, daß ers nicht so reingeschriebn hat, der hat gsagt, er hat reingschriebn 'die beiden Burschen fallen über das Mädchen her, Komma, Schnitt.

Aha, aber wissens, das kann man natürlich ausbauen, 'die beiden Burschen fallen über das Mädchen her', das kann man sehr ausbauen, also ich mein, da kann er sich nicht ganz schuldlos schreiben, ich mein, es ist auf der andern Seite so, der die Bücher schreibt, müßte natürlich auch dafür Sorge tragen, daß es so gemacht wird, wie er sich das vorstellt.

Da hat er gsagt, da hätt er keinen Einfluß, hat er gsagt.

Ja, ja, die reden sich alle raus, wissens, da redet sich a jeder raus, und der redet sich naus und der redet sich naus, ich mein, wenn erwachsene Männer irgendetwas unternehmen, dann muß man doch annehmen, daß da was Vernünftiges dabei rauskommt, gell.

Man müßt sich vielleicht an Herrn Stoiber wenden.

Ja, aber wissens, der ist mehr auf Politik spezialisiert, man müßte einen Rechtsanwalt finden, der selber Kinder hat, der dann sagt, das ist okay, das ist eine Sache, die man durchfechten kann, wissens in einem Verband, daß man sich zusammenschließt, aber ich hab eben die große Befürchtung, daß das ZDF dann doch am längeren Hebel sitzt und daß es dann zuguterletzt heißt, es geht auf an Vergleich naus, wissens, wer soll denn das bezahlen. Mein Mann war dermaßen wütend, der hat gesagt, ich hätte große Lust, ich meine, die »Bild« schreibt vielleicht etwas mehr als was mein Mann gesagt hat, aber er hat gesagt, ich hätte wirklich große Lust, das ZDF zu verklagen.

Meinen Sie, das hätte der Professor Brinkmann verhindern können?

Mit Sicherheit nicht. Der kann sage, ich steig aus der Serie aus, dann finden die wieder was genau wie in Denver oder Dallas und lassen den durch irgendeinen Autounfall ums Leben kommen und machen sogar ein paar neue Folgen draus, die die Serie noch verlängert, ich bin überzeugt, daß der überhaupt nichts hätte machen können. Aber daß er als in der Öffentlichkeit stehender Schauspieler nicht Manns genug ist, zu sagen, Herrschaften so geht das nicht, ich mein, wenn der den Leuten das vor Augen führt, hörts einmal zu, das geht nicht, das könnt ihr nicht bringen, das ist für Kinder - also mein Sohn ist neun und ist aufgeklärt.

Habts ihr an Sexualkundeunterricht in Bayern?

Nein, das darf nicht sein, der wurde abgeschafft. Aber ich mein, unser Sohn war alt genug und als meine kleine Tochter auf die Welt kam, da hat er eben dann Fragen gestellt und die Fragen hab ich ihm so gut ich konnte beantwortet, oder a Fünfjähriger, oder a Mädchen, und die sieht, was mit dem Mädchen passiert, ja glauben Sie daß das Mädchen dann nicht irgendwie an Schock kriegt?

Was ist jetzt da noch schlimmer? Vergewaltigung oder daß die eahm praktisch entmannt?

Das andere war für mich eigentlich nur eine Folge davon, für mich war das schlimm einfach nur zu zeigen, wie das vonstatten geht, also in welcher Brutalität die dem Mädchen da Gewalt angetan haben.

Das hat im Finstern gespielt.

Aber das war nicht finster genug, daß man das nicht klar und deutlich hat sehen können, ich mein, da hätt man doch dann zeigen können, wie der junge Brinkmann da auf dem Radl fährt und das Mädchen schreien hört, das hätt doch völlig gereicht, dann hätt man auch gewußt, rein logisch, das Mädchen ist vergewaltigt worden und das wär für alle Beteiligten nicht so peinlich gewesen. Aber ich frage mich, ob das dann nicht bewußt gemacht wird, die haben da selber ihren Spaß dran, wenns sie sowas filmen können, und die Leute damit schockieren. Da kommens mir vor wie so Exhibitionisten. Bloß daß sie das halt im Fernsehen zur Schau stellen und nicht selber sich ausziehn, gell.

Frau Mayerl, Sie san a gwandte Frau. Sie ghöreten ind Politik nei. In was für a Partei tätn sie neigehn?

Ich war und bin seit jeher bei der CSU und würde meine Partei auch bestimmt nicht ändern.

Konkret 03/86, S. 88

Wolfgang Pohrt

Der Prosa-Becker

Wie man aus einem Nachwuchsspießer einen FAZ-Literaturpreisträger macht

Im kommenden Spätherbst feiert jenes Goebbels-Dekret seinen fünfzigsten Jahrestag, welches damals Kunstkritik verboten und stattdessen Kunstbetrachtung verordnet hatte. Den Festreden vorgreifend schrieb schon in der ersten Januar-Ausgabe der »Zeit« Ulrich Greiner, der frischgebackene Feuilletonchef des Blattes, halb fordernd, halb konstatierend: »Die emphatische Bedeutung von Kritik, die Destruktion und Gnadenlosigkeit mit einschloß, reduziert sich wieder auf den sympathisierenden Nachvollzug.«

Wenn die Essenz einer Verordnung des Reichspropagandaministers vom 28.11.1936 knapp fünfzig Jahre später zum Wahlspruch eines Teils der freien Presse wird, liegt nicht nur der seltene Glücksfall vor daß sich die Vergangenheit gleichsam am lebenden Objekt studieren läßt, sondern außerdem wird in der Demokratie als analysierbarer, weil bestimmten Gesetzmäßigkeiten gehorchender Sachzwang erkennbar, was unter der Diktatur als unbegreiflicher Willkürakt eines Psychopathen erscheinen mußte. Erst die abermalige und diesmal von keiner Autorität verordnete Wende von der Kritik zur Betrachtung oder zum sympathisierenden Nachvollzug lenkt die Aufmerksamkeit auf den bislang beharrlich ignorierten Sachverhalt, daß schon das Goebbels-Dekret kein blindwütiger Eingriff der Machthaber in die literarische Entwicklung gewesen ist. Vielmehr hat schon das Goebbels-Dekret eine vorangegangene Entwicklung nicht unterbrochen, sondern nur deren Resultat ratifiziert, insofern es nach der Vertreibung von Feuchtwanger, Musil, Heinrich Mann, Brecht etc. in Deutschland einfach keine Literatur mehr gab, die man hätte kritisieren können, und insofern der Übergang von der Kritik zur Betrachtung oder zum sympathisierenden Nachvollzug also zu einem Gebot des Überlebens für den Kulturbetrieb wurde. Denn jede und gerade die schärfste Kritik muß beispielsweise ein Buch als ein Werk betrachten, welches die Ansprüche doch immerhin setzt, die es dann vielleicht nicht oder nur unzulänglich erfüllt. Auch mißlungene Gedichte oder Romane sind immerhin welche, und an großen Ansprüchen zu scheitern kann mehr Ehre einbringen, als kleine Ziele zu erreichen. In der Tat ist Kritik, wie Greiner schreibt, destruktiv und gnadenlos, denn weder schaut sie die kritisierten Gebilde geringschätzig und herablassend als Sozial- und Pflegefälle an, die der speziellen Schonbehandlung durch Kunstfürsorger bedürfen, noch teilt sie die Einschätzung, jedes veröffentlichte Buch sei ein aufgedecktes Verbrechen, so daß der Rezensent später erzählen kann: Als er sich winselnd vor mir im Staube krümmte, als er flehentlich seine Hände zu mir hob, während seine Tränen meine Füße umspülten, da ergriff mich ein tiefes Gefühl göttlicher Allmacht, und dem Beispiel des Allmächtigen folgend, beschloß ich: Gnade vor Recht.

Die stillschweigende Voraussetzung aller Kritik, sie habe es mit Gebilden zu tun, die nicht auf den Gnadenweg angewiesen sind, kann freilich hinfällig werden, und ein Lehrbeispiel für das Entfallen dieser Voraussetzung ist das Bändchen *»Die Bürg*schaft« von Thorsten Becker, erschienen im Ammann Verlag, welches dann auch konsequenterweise uneingeschränkt in den Genuß dessen kam, was früher Kunstbetrachtung hieß, und was Greiner jetzt als sympathisierenden Nachvollzug bezeichnet. Zunächst erschien in der FAZ eine umfangreiche und von Marcel Reich-Ranicki unverkennbar mit dem Mut der Verzweiflung geschriebene Eloge. Fast rührend wirkt der im Stil einer stürmischen Liebeserklärung verfaßte Text, weil der Verfasser sich dabei einerseits vorbehaltlos exponiert, und weil ihm andererseits schon die dunkle Ahnung dämmert, daß Beckers »Bürgschaft« seiner Zuneigung nicht wert sei, weshalb dann die Rezension mit dem trotzigen Bekenntnis endet: »Wie auch immer: Ich glaube an das Talent von Thorsten Becker.« Deutlich zurückhaltender, aber gleichwohl lobend hat der »Spiegel« in seiner Buchkolumne das Bändchen besprochen, mittlerweile ist es auf Platz eins der SWF-Bestenliste gerückt, und es gilt als Favorit unter den Bewerbern für den Literaturpreis des ZDF-Kulturmagazins »Aspekte«.

Angesichts des Ruhms, der dem Bändchen vorauseilt, kann dessen Lektüre zunächst nur zur Herausbildung diverser Konspirationstheorien führen. Ob man im ersten Aufbrausen den Rezensenten vorsätzliche Sabotage am Literaturbetrieb unterstellt, begangen mit der Absicht, dem verhaßten eigenen Gewerbe den Gnadenstoß zu versetzen, was etwa auf eine Abbruchsanierung hinausliefe; oder ob man umgekehrt meint, hier handele es sich um den Rettungsversuch, einen durch Ausknobeln ermittelten Nachwuchsschriftsteller unter koordiniertem Einsatz aller Kräfte als Hoffnungsträger für die deutsche Literatur aufzubauen - in diesen beiden und allen denkbaren weiteren Erklärungsversuchen ist stets ein Komplott im Spiel, weil kein Leser verstehen wird, wie verschiedene Rezensenten ohne Absprache zu dem gleichen falschen Urteil kommen.

Vor die Aufgabe gestellt, selber das Bändchen kommentieren zu sollen, entdeckt man dann freilich, daß das übereinstimmende Fehlurteil diverser Rezensenten nicht unbedingt auf Geheimabsprachen beruht. Sondern Beckers »Bürgschaft« erweist sich als ein Text, welcher der Literaturkritik im konventionellen Sinne ebensowenig zugänglich ist, wie es, die zusammengehefteten Erlebnis- und Besinnungsaufsätze eines durchschnittlichen Primaners wären, und der eben deshalb den Rezensenten vor die Wahl stellt, mit dem Korrekturstift in der Hand die Syntaxfehler anzustreichen, ideologiekritische Sprachanalyse zu treiben oder zum Genre des sympathiesierenden Nachvollzugs überzuwechseln. Weil

das Bändchen angefüllt ist mit abgekochtem, ausgelaugtem Kulturgeschwätz, durch Schillers mageren Bürgschaftsplot notdürftig als Erzählung verbrämt, und weil die Unfähigkeit des Autors, eine Geschichte zu erzählen oder wenigstens richtige Sätze zu bilden, nur von seiner Fähigkeit übertroffen wird, unter allen möglichen Sprachbildern stets mit sicherem Gespür das abgeschmackteste zu wählen, wird hier jegliche Literaturkritik zwangsläufig ungerecht im doppelten Sinn. Denn im gleichen Atemzug, wie sie den Text unberechtigterweise in den Rang eines Werkes befördert, indem sie ihn zu ihrem Gegenstand macht, schlägt sie auch schon um in bloße Destruktion, die den Gegenstand weniger kritisiert als vielmehr pulverisiert, und es kann in der Tat nicht die Aufgabe der Literaturkritik sein, einem Besinnungsaufsatz nachzuweisen, daß er keinen literarischen Ansprüchen genügt, also gleichsam ihre Kraft an einem vollkommen wehrlosen Gegenstand auszutoben - auch dann nicht, wenn dieser vollkommen wehrlose Gegenstand der Literaturkritik von anderen Rezensenten als Köder zum Fraß vorgeworfen wurde.

Es ist daher ein simples Gebot der Fairness, Beckers »Bürgschaft« nicht als Gegenstand der Literaturkritik zu behandeln, woraus freilich nicht zwingend folgt, daß man deshalb zum sympathisierenden Nachvollzug übergehen müsse, welcher dem Bändchen auf die Dauer nur die Feindschaft vieler nachtragender, weil bitter enttäuschter Leser einbringen wird. Sondern am ehesten noch wird man dem Text gerecht, wenn man ihn als Material für eine sprachanalytische Fallstudie betrachtet. Unter dieser Voraussetzung nämlich muß man Thorsten Becker zubilligen, daß er mit der Figur seines Ich-Erzählers das durch ungeschminkte Widerlichkeit beeindruckende Selbstporträt oder Psychogramm eines konformistischen Nachwuchsspießers der Wendezeit geliefert hat. Denn gerade das literarische Unvermögen oder die Ahnungslosigkeit des Autors, der kaum weiß, was er schreibt, geben seinem Text die Bedeutung eines authentischen Dokuments, worin sich Satz für Satz ein Bewußtsein spiegelt, welches keiner Zensur durch den kontrollierenden Verstand oder durch das entwickelte literarische Urteilsvermögen unterworfen war. Nur ganz unbedarfte Autoren können sich die in ihrer Brust oder in ihrem Hinterkopf schlummernden Landser-Klischees so freimütig von der Seele reden, wie Thorsten Becker es tut, wenn er das Stimmungsbild von einer Theateraufführung in der Berliner Deutschlandhalle zeichnet, und wenn er dabei einen bildhaften Vergleich benutzt, welcher auf der Unterteilung der Frauen in 'fette Nutten' und 'spröde Jungfern` beruht: *»Daß aber nicht ein Hauch von Sechstagerennen, kein Düftchen von Senf und Bockwurst, von Bier und guter Laune zu spüren war, das schien mir so, als hätte die Deutschlandhalle sich aus einer fetten Volksfestnutte in eine spröde Jungfer verwandelt, die das Ereignis mit geschlossenen Poren über sich ergehen läßt.«* Überhaupt gehören Beckers Frauenschilderungen zu jenen Passagen des Buches, die besonders reizvoll sind, wenn man sie aus dem Blickwinkel der sozialpsychologischen oder ideologiekritischen Textanalyse betrachtet, und kein Kenner kann sich ein Schmunzeln verkneifen, wenn Becker von der »zarten, bildungsbeflissenen, aber doch abgrundtief durchtriebenen« Französin spricht oder vom »todesahnenden Blick einer dick geschminkten Hure«, und wenn dann komplementär zu solchem Abgrund an künstlicher Durchtriebenheit das Gegenbild pausiger, herziger, runder, blonder Naturreinheit entworfen wird im folgenden Porträt: »Es *handelte sich bei ihr um eine ausgesprochene DDR-Schönheit, um jene Mischung aus natürlicher Schönheit und weiblichem Selbstbewußtsein, die jene Anmut verleiht, nach der unsere jungen Frauen in den feministischen Artikeln so vergeblich suchen. Die pausigen Backen, die runden, hellgrünen Augen, die hellen, aber breiten und vollen Lippen gaben ihrem Gesicht einen herzigen wie stolzen Ausdruck, den das kurze, blonde Haar sehr zierlich schmückte.«*

Nicht BDM und KdF selber, wohl aber das von diesen Institutionen gepflegte Frauenbild erlebt in Beckers Text eine späte Renaissance, und angesichts solcher Eindeutigkeit der Geschmackspräferenz ist die Frage erlaubt, ob der Grund für den sympathisierenden Nachvollzug wirklich nur die Unmöglichkeit war, das Bändchen als Gegen stand der Literaturkritik zu behandeln, oder ob nicht vielmehr Autor und Rezensenten gleichsam metakommunikativ zueinander gefunden haben, auf der Ebene gleicher verschwiegener Wünsche und Vorurteile, die desto wirksamer den Männerbund zusammenschmieden, je weniger sie durch literarische Vermittlung reflektiert und gebrochen sind.

Thorsten Becker: Die Bürgschaft, Ammann Verlag, 137 Seiten, DM 20,-

Konkret 03/86, S. 90

Paul Duensing

Alles New:
NEW York - NEW England

Eine Durchreise mit ungewissem Ausgang: No exite

Hundstage. Dog Days. The country is U.S.A. The place is New York City. Wieder mal in einer fremden Stadt gelandet, wieder mal an einem fremden Strand versandet. New York, New York - Bilder aus einer großen Stadt.

22.00 Uhr Ortszeit. Broadway/Ecke Zweiundvierzigste. Times Square. Zuckende Neonbotschaften. Grell und stereotyp. City lights. Ein Passant wird von einer Schlägertruppe professionell in die Mangel genommen. Keiner der zahlreichen Vorübergehenden bleibt auch nur einen Moment stehen, geschweige denn greift ein. Helm auf und durch, Sankt Florian wird's richten: die erste New Yorker Schullektion ist mir didaktisch perfekt vermittelt worden.

Der »Rio«-Kassierer mit Royal-Flash-Gesichtsausdruck residiert in der schmuddeligen Siebenundvierzigsten nahe Broadway und tauscht eine Zwanzigdollarnote gegen eine Doppelbettnacht »de luxe« (nach Maßstab des Etablissements). Fragen werden nicht gestellt, ohne Zweifel ein positives Element in NYC. Im Frühtau, auf dem Weg ins »Village«, ein von langer Hand vorbereiteter Stop in der Zweiundzwanzigsten/ Ecke 3rd Avenue: Frühling bei »Tiffany's«! Aber holla!

In Greenwich Village, so scheint es, setzt das Business auf einen schier unerschöpflichen Käufermarkt für musealen rubbish aus den so wahnsinnig wilden 60ern und würde sich wohl auch nicht scheuen, gegebenenfalls die eigene Yippie-Großmutter zu verscherbeln. Jede Geschichte fängt mit »once upon a time« an. Die 60er sind verdamp lange her. Really! Ich vermisse eigentlich nur noch eine Besichtigung Bob Dylans, durchgeführt zu jeder vollen Stunde in einem Peep-Show-Käfig. Dylan Thomas hat das heutige Ausmaß der Vereinnahmung, Verkitschung und Vermarktung der einstigen »(sub) Kulturinseh(Greenwich Village sicherlich nicht vorausgeahnt, sonst wäre er schon viel früher, lange bevor er das Movement in den multi medias zu einem Klischee verkam, seinen Trunkenbold-Tod gestorben. Und Bob Dylans in die Jahre gekommener imaginarer »Mr. Tambourine Man« ist inzwischen zweifellos an allen »Forever Young Trave« Agencies beteiligt:

»Take me on a trip upon your magic swirling ship

My senses have been stripped, my hands can'tfeel to grip

My toes too numb, to step, wait onlyfor my boot heels

To be wanderin

I'm ready to go anywhere. Im ready for to fade

Into my own parade, cast your dancin'spell my way

Ipromised to go under it.

Then take me disappearin' through the smoke rings of my mind

Down the foggy ruins of time, far past the frozen leaves

The haunted, frightened trees, out to the windy beach

Far from the twisted reach of crazy sorrow. «

Auch hundert positive Fahrenheit vertreiben den ewigen New Yorker Winter nicht: »I'm leaving for a place, where the New York City winters aren't bleeding me.« Ich bin für das ewige Gewimmere von Simon und Garfunkel eigentlich nicht so recht empfänglich, aber hier kann ich es easy nachvollziehen.

New York City. Inkarnation des Dollar-Amerika. Ob yellow cab-driber oder yellow presswriter: hier ist der hardliner zu Hause. Und seit die »New York Post« von Murdoch, dem Herrn Springer der Stadt sozusagen, kontrolliert und verhunzt wird, scheint der real existierende Alltag hinter marktschreierisch präsentierten Schlagzeilen eines Pseudo-Sensationalismus zweifellos besonders bitter zu sein. Die »Post« verkauft sich phantastisch.

Im Gegensatz zum ursprünglichen amerikanischen Verständnis sind die »frontiers« in den Modern Times nicht mehr einfach durch Himmelsrichtungen definiert. Es gibt diese Grenzen inzwischen in wenigen konkreten (z.b. Murdoch, Root Beer, etc.) und vielen abstrakten Erscheinungen überall. In dieser Stadt sind sie durch society + slums besonders klar abgezeichnet, werden sie durch die Konfrontation von Überfluß + Mangel, Wachstum + Verfall wie wohl nirgendwo sonst in Nordamerika besonders deutlich. Die vielbeschworene »Toleranz« von Progressivität, Aggressivität und Regressivität der New Yorker ist in den meisten Fällen lediglich am Pragmatismus orientierte pure Ignoranz, hektische Egozentrik. Ein modus vivendi. No space für Glücksritter mit Hoffnung aus Staub und Koffern aus Pappe. Nur wer etwas aus eigener Kraft

vom Dollarstrom abzweigen kann, so oder so, entgeht dem sozialen Desaster oder schiebt es vor sich her: Das verbindende Element des melting pot, des Big Apple, besteht nur noch aus dem schnellen Dollar in den Köpfen.

Hitze kachelt Infarkt-City auf und macht von distinguierten Edel-Foyers bis zu verkommenen Fast-Food-Höhlen alles attraktiv, was mit Air Condition daherkommt. Central Station, Park Avenue/Ecke Zweiundvierzigste, blockt die schrille Realsatire »Good life City« gnädig ab. Die zahlreichen Terminal-Guards lassen allerdings allein schon durch ihre ständige Präsenz keine rechte Freude aufkommen. Die »Oyster Bar« in der Untergrundwelt der Grand Central bietet dem geneigten Konsumenten die Möglichkeit einer exklusiven Austern-Tafel. Sämtliche renommierten Geschmacksrichtungen werden selbstredend täglich eingeflogen, keine Frage. Es kann eigentlich hinsichtlich der nach wie vor in scheinbar unbegrenzter Menge zur Verfügung stehenden bretonischen Top-Ten-Hartschaler nur gefolgert werden, daß als Auswirkung der Ölpest die Austernpopulation vor der Bretagne äußerst positiv auf die immense Verdreckung reagiert. Anyways, der Grußaugust am Eingang des Etablissements hat mich eh schon in die 50-Cent-Schublade abgelegt. Er selbst macht auf Eine-Million-Dollar. Zudem wird mein Phantasiepotential längst von einem phantastisch agierenden Pac Man-Virtuosen in vollem Umfang gefordert. Marvellous. Wenn die Amis den Päk Män in Seoul durchboxen, habe ich eben den Olympiasieger gesehen. Es heißt, daß sich der Mensch bei allen nicht durch Kampf oder Flucht lösbaren Konflikten gegen sich selbst wende: Angst/Stress. Ursache für Krebs/ Infarkt/Tod. Ich mache, daß ich aus der Stadt rauskomme. A real come on from the whores on Fifth Avenue. Und überhaupt: New York kann in meiner Stadtbilanz lediglich den Sportpark-Hot-Dog auf der Aktiva-Seite placieren. The short Good Bye.

Je weiter die glatte City zurückbleibt, um so deutlicher wird durch die mehr zufällige Anordnung von Plastik, Holz, Beton, Draht, Pappe, Stahl und Blech die Impression eines Amerika der Improvisation, der Vorläufigkeit: Die Company heißt EX UND HOPP UNLIMITED! When summer comes rolling around, I'll be lucky to get out of town! Und zwar in Richtung Norden. Downbond Uain. Escape from New York.

Connecticut, Massachusetts, Vermont, New Hampshire, Maine, Rhode Island. Auf einer TWo-Sixpacks-Distance kann man sich von Hardcore-City ins Good Old (New) England einklinken. Echt entzückend! Mit New York im Hinterkopf vermitteln Land und Leute hier unübersehbar den Eindruck von eigenständiger Kultur und angewandter Tradition. Das synthetische Plastic-America kommt irgendwo unterwegs sang- und klanglos abhanden. Offensichtlich sieht das größte Glück der größten Zahl hier im europäischen Amerika grundlegend anders aus. Das konservativdemokratische Denken der »Neuengländer« scheint sogar liberale Betrachtensweisen und Vorsicht gegenüber politischen Machern, die allzu unverblümt durch Dollarmillionen der großen Interessenverbände gepusht werden, zu beinhalten! Tatsache ist, daß hier im Nordosten der U.S.A. ein individualistischer Träger neuer politischer Vorstellungen auch als Nobody allemal eine faire Chance bekommt.

Ist der Nordosten schon von jeher ein Umschlagplatz für materielle und geistige Güter aus Europa und aller Welt, zugleich neue Denkweisen und Ideen freisetzend, so scheinen seine Bewohner auch ihnen entsprechende Innovationen traditionell offen gegenüberzustehen. Gerade diese geistige Mobilität und Flexibilität vermag auch politischen Beton aufzubrechen, dafür zu sorgen, daß nur der konstruktive Wechsel beständig ist. Winds of change. Vielleicht muß doch nicht alles ätzend sein was über den großen Teich daherkommt. Aber insgeheim schiebe ich es ja auf den Umstand, daß aus der Neuengland-Region alle dynamischen Kräfte mit Träumen vom großen Deal, vom rasansten Aufstieg, von der Hollywood-Karriere, vom Aufsprung auf die Technologie-Rakete, vom herausgebrachten Manuskript, von der fatalen Golden-Gate-Morgana, längst über alle Berge in Richtung Kalifornien verschwunden sind.

Einer der Zurückgebliebenen ist Billy: Ein hoffnungslos automobilgeschädigter fußkranker Freak vom Typ »Kleenex« (dick und durstig)! Um nichts in der Welt entfernt er sich mehr als 200 Schritt vom Automobil, bewältigt diesen Radius zudem höchst widerwillig, fordert doch »Frankie« über den Walkman überdies zum wiederholten Male »Relax!«. Ein Ausbund an Aktivität allerdings hinter dem Steuerrad seines Pick Up Trucks mit lockerem Zooper-Dooper-Sound. Meine unterschwellige Hoffnung, als Beifahrer von Billy noch ein gehöriges Stück in Richtung Norden hinter mich zu bringen, ist in ein konkretes Stadium getreten. Heißa!

Wir lassen uns gemächlich treiben, alles auslassend, was nur ohne Pick Up erreichbar wäre. Verschwindend wenig ohnehin nur, beteuert Billy dogmatisch. Easy sind die Begegnungen auf den Overnight-Campgrounds. Kreuzungspunkte. Ausprägung und Stellenwert des mobilen Daseins sind gegenüber Europa gigantisch, die Kommunikation derer »on the road« ist für eine Nacht ohne eine Inflation der Worte weit intensiver und offener. Ohne Zweifel ein daily (nightly) happening.

Vielleicht ein Relikt der Treck-Epoche, in der durch gemeinsame Ziele gesellschaftliche Integration und ausgeprägte Individualität noch vereinbar waren, wobei jedoch inzwischen mangels kollektiv realisierbarer Ziele grundsätzlich eine klare Isolation des Einzelnen trotz alledem und allemal programmiert ist. Aber immer noch wird wider besseren Wissens, als eben jenes Relikt der pioneer/frontier-Ära, der amerikanische Traum einer grenzenlosen Freiheit geträumt. Das Erreichen und Überschreiten einer abstrakten, offenen Grenze aus eigener Kraft, joining the promised land! We want the world and we want it now! Sich selbst bewußt werden in anderen. Die Botschafter des Sozialdarwinismus, von Jack

London so einmalig treffend gezeichnet, sie sind immer noch unterwegs, dem Ideal einer unantastbaren Größe nachjagend.... chasing something in the night.

Der Sound dazu kommt von denen, die noch glaubwürdig und originär sind (incl. Iggy Pop): amerikanisch wie Studebaker, Fury und Blue Jeans. Keifle Chance für synthetische Unterhaltungskünstler wie Prince, Jackson und entsprechende Pilotfische mit ihrer Plastic-Performance: programmiert auf die Verpackung des Produkts Pop(per)/Rock (und wer sieht nicht die quälende Mechanik hinter dem pseudoburlesken Spektakel?). Aber sind derzeit andere Formen eines skyhigh kommerzialisierten, beinharten Produkt-Marketings überhaupt denkbar? Entspricht diese excellente Präsentation des unerträglichen massenproduzierten Mittelmaßes wirklich den zahlenden Zielgruppen oder sind die Kids nicht mehr ganz bei Trost? Angesichts anonymer Dauerjubler vor den Podien, unfähig und/oder unwillig über Unterhaltungsstandard hinauszukommen, ist die Antwort von höherer Beliebigkeit.

Es soll hier nicht dem »We shall overcome« das Wort geredet werden (mein Gott, wir sind schon zu oft »rübergekommen«). Aber es gibt sie noch die umherschweifenden Asphaltreiter und country cruiser der Rubin/Ginsberg-Party. Die Dean Moriatys, Super Souls und Kowalskis. Challengers.

Konkrete Fixpunkte sind auf der Piste quite secondary, spontane U-turns nichts besonderes: die Erfahrung des Wegs ist das Ziel! (Erfahrung als doppelte Konnotation = Erkenntnisgewinn und Automobilität!: gut, Billy, was?). Diese letzten Mohikaner stehen für eine Zeit, in der in einem 3-Minuten-cut mehr als in 10 Jahren Paukschule vermittelt werden konnte und die mit Begriffen wie Underground, Rock Power, Involvement und Kommunikation besetzt ist und in der man genaugenommen nichts weiter brauchte als vier Instrumente und einen, der singt. - Und einige spielen dann auch »sich selbst parodieren« excellent. Es will nicht mehr so recht gelingen, den Hard Rain gänzlich zu ignorieren und sich nicht in einer Soap Opera wiederzufinden. Allgemein ist es was anderes, das in realitas und im Conditional abgeht. Und das hat Jimmy Morrison vorweggenommen, als er das moderne Leben als einen Autotrip so phantastisch charakterisierte:

»Man bahnt sich einen Weg durch die Städte, im Heck das fliehende Band der Lichtmasten, Reklamen, Häuser ... Andere Fahrzeuge begegnen uns, verschlossenen Welten gleich rasen sie dahin, ohne wirklich vorwärts zu kommen, ohne ihre Herkunft zu erinnern. «

Die hyperaktiven Kreuzfahrer sind heute mehr denn ja an die gesellschaftliche Peripherie gedriftet, zu Paradiesvögeln geworden. Zeichen für ein System, das mehr Sehnsucht produziert als es verkraften kann.

Still running against the wind.

Meine trotzige Sympathie gehört ihnen allemal, symbolisiert doch jeder Einzelne in seinem Wesen einen Rest von nicht kommerzialisierbarer, nivellierbarer und digitalisierbarer Ursprünglichkeit. Zurück zu den Graswurzeln oder was?

Konkret 03/86, S. 94

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Was sind schon die Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit, gemessen an den Schwierigkeiten beim Schreiben! Raddatz, dem kürzlich erklärt wurde, daß er Dialektik mit Didaktik verwechselt hat, probiert's schon wieder:

Es ist eine im Grunde simple Dialektik: Bewußtsein und Wünsche in den Menschen wecken, damit sie sich ihr Glück erobern.

So soll die Rosa Luxemburg gedacht haben, und ich kann nur sagen: dia lekst di nieda. Der simplen Dialektik schickt der Germanist sogleich ein komplexes Hochdeutsch hinterher, das weit über den Duden hinausgreift:

Noch 1918 entgeisterte sie sich über den Terror der Tscheka: »Aber wie kann Dzierzynski so grausam sein?«

Ob er dabei vielleicht weniger an Rosa und Dzierzynski als an sich und Bucerius gedacht hat und jene Entgeisterstunde, als dieser ihn entschäftigte? Damals fiel, begeistert, sein Kollege Günter Zehm über ihn her, der's besser gelassen hätte:

Die Aussetzung der Aufführung, so verlautete er, solle nur solange gelten,

bis Zehm Deutsch kann? Das, so verlaute ich, lernte der nie, wenn er nicht zum Chefredakteur der Illustrierten »Stern« in die Lehre geht und sich sagen läßt, wie man

therapeutische Faszilitäten

schreibt und was das ist und daß hier vielleicht eine Verwechslung von Fazilitäten mit jenen Faszes vorliegt, die das Hakenkreuz des Duce waren, aber was heißt Kujau auf Italienisch? Und auch dann bliebe ja noch die Frage, was es nützte, wenn sie den ganzen Duden einschließlich des Stichworts »verlautbaren« gewönnen und doch schrieben wie dieser:

Drohende Verlautbarungen von höchster Stelle müssen ganze Meuten von schlafenden Hunden wecken, die den Verantwortlichen so an den Rockschößen zerren, daß sie nicht mehr zur Tat schreiten können. Was immer auch den Amerikanern in den Sinn gekommen sein mag: trotz Freiheit der Meere bewegt sich ihre militärische Macht im Mittelmeer nicht im luftleeren Raum, sondern in einem Geflecht von Beziehungen, die gepflegt und, angesichts von Empfindlichkeiten, geschont sein wollen. Vollends aus dem Gleis kippt dann diese Initiative

zu Luft, zu Wasser und auf den Schienen, wenn der Robert Held von der »Frankfurter Allgemeinen« das kosmische Verkehrschaos mit dem Titel ziert: »Falsche Töne«. Im Theater hätte ich an dieser Stelle geklatscht.

Im Wirtschaftsteil desselben Blattes beschreibt einer die »Schuldenkrise der Dritten Welt«:

Wegen des harten Sparprogrammes gibt es überdies in vielen Ländern innenpolitische Spannungen. Dabei müßten vielerorts die Gürtel noch enger geschnallt werden, um die Konsolidierungserfolge zu sichern.

Wenn ich daran glauben dürfte, daß der himmlische Vater für solche Fälle seinen Gürtel abzöge, würde ich noch heute katholisch.

Worauf das »Handelsblatt« hinauswill:

In der Diskussion um die Neutralität der Bundesanstalt für Arbeit im Arbeitskampf wird übersehen, daß das Arbeitskampfrecht nicht nur aus dem § 116 AFG besteht. Die Verhinderung dieses Gesetzentwurfs zum § 116 AFG oder die Reduzierung seines Inhaltes würde keine Endlösung bringen.

Ein Traum.

Meine Bemerkung, die alternativen Szeneblätter seien die ausgelagerten Volontärsheime der Bürgerpresse, ist hier wie dort als guter Rat verstanden worden, und sogleich hat der »Spiegel« eine Redakteurin des »Pflasterstrand« für sein Bonner Büro engagiert, um die dröge Berichterstattung aus der Hauptstadt mit Witz, Pfiff und Biß des Spontaneismus anzureichern. Zum Exempel schrieb die neue Kollegin ein ganz anderes Porträt der Familienministerin Süssmuth:

Neuerdings aber ist der Kanzler sensibilisiert... Die Familienministerin ergreift das Wort... Den Handwerkern rechnet sie vor... Die Küchenmöbelhersteller mahnt sie... Den Architekten malt sie aus... Beschwichtigungsformeln sind von ihr nicht zu hören... Man mag das Kosmetik nennen. Die aber benutzt Signalfarben... Sie versteht sich auch als Vertreterin der wachsenden Gruppe... Ihre Rede enthielt eine Philippika... Die Ministerin zeigt sich offen für alles ... Sie engagiert sich nicht nur für ... Sie wirbt auch für das Pendant... Männern die Freuden der Kinderaufzucht schmackhaft zu machen...

Dabei überflügelt sie keineswegs unablässig die ja durchaus frohen Botschaften der CDU-Frauenrichtlinien... Eine durch die Ochsentour gestählte Parteifreundschaft... Der wohlgeplante Aufstieg via Ochsentour, Seilschaft und mit Stallgeruch... Als Seiteneinsteigerin und Ungediente im Lager der Politprofis... Rückendeckung bei einer Klientel, die für Sprechblasen und Politikerphrasen kein Ohr (mehr) hat... Ohne Not will sie das Handtuch allerdings nicht werfen.

Da pfeift ein frischer Wind, der die alten Klischees wegbläst wie überflügelte Botschaften, Seilschaften, stählende Ochsentouren, sensibilisierte Kanzler, Beschwichtigungsformeln, Seiteneinsteiger, Ungediente, Lager der Politprofis, Rückendeckung bei der Klientel und ein Handtuch, das wie zum ersten Mal geworfen scheint und zum tausendsten Mal daneben, weil ja, wenn der Betreuer das Handtuch wirft, der Kämpfer aufgeben muß und nicht die Ecke, was ich dem Theo schon so oft erklärt habe, daß ich froh bin, wenn nun eine neue Generation in die Sprechblasen sticht und die Phrasen nicht mehr hören kann, aber schreiben.

Was der Henning Venske da in seinem Solo bei der Lach- und Schießgesellschaft vorträgt, ist gar nicht schlecht:

Daß Kohl bisher noch keine wirklich eindeutige Stellungnahme abgegeben hat zu den amerikanischen Weltraumwaffenplänen, zum SDI-Projekt, das ist ja nicht seine Schuld. Der Kanzler würde ja gern eine Meinung aufsagen - die deutsche Elektronikindustrie, Siemens & Co., die haben dem Kanzler seine Meinung aber noch nicht ausrichten lassen. Und deshalb steht er da etwas ratlos.

Die Zustimmung fällt mir um so leichter, als ich Monate zuvor in KONKRET der Meinung war:

Daß der sog. Regierungschef von Bonn zu Reagans SDI keine eindeutige Meinung äußert, liegt ja nicht daran, daß er nicht gerne eine aufsagen würde; weil aber Siemens und Nixdorf zögern..., hat die Elektronikindustrie dem Kanzlerseine Meinung noch nicht ausrichten lassen können. Deshalb guckt er jetzt wieder so blöd.

Nicht so gut finde ich, was ein Norbert Ney, von Beruf Autor, in der »Hamburger Rundschau« geschrieben hat:

Die TAZ ist auch nicht mehr, was sie nie war,

denn das widerspricht zu offenkundig meiner vier Wochen zuvor geäußerten Meinung:

Wir sind nicht die, die wir schon damals nicht waren.

Für diese Abweichung entschädigt mich der »Spiegel« . Gerade war meine Erwägung publiziert, Wallraffs Alibuch habe deshalb so viele Käufer gefunden, weil es

vielleicht auch ein bißchen als Ablaßzettel

diene, da ging dem Nachrichtenmagazin mein Licht auf:

Das Buch, sagt Wallraff, habe »Schuldgefühle aufgerührt«. Wenn das stimmt, mag aber auch stimmen, daß das schlechte Gewissen gegen einen wohlfeilen Ablaß von 19.80 Mark beruhigt werden kann...

Und nur ich krieg' wieder mal nichts ab.

Auf Platz 10 der Bestsellerliste steht:

Weizsäcker. Von Deutschland aus; Siedler, 20 Mark

Von mir aus.